Digitized by Google

Library of

Princeton University.

*William Watson Smith*

CLASS OF 1892

*Memorial Fund*

Digitized by Google

# Mit Hindenburg und Mackensen in Russisch Polen

von

Richard Förster
Hauptmann a. D.

*

1915
Verlag S. Hirzel. Leipzig

Digitized by Google

# Mit Hindenburg und Mackensen in Russisch Polen

von

Richard Förster
Hauptmann a. D.
Kriegsberichterstatter

Verlag von S. Hirzel in Leipzig
1915.

Digitized by Google

(RECAP)
14094
.93
.353

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1915
Vorschrift zum Schutze des Urheberrechts in Amerika

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Zur Veröffentlichung zugelassen vom Stellvertretenden Generalstab
Abteilung IIIB.

Digitized by Google

# Vorwort.

Im Auftrage des „Berliner Tageblatts" und mit Genehmigung des Königlich Preußischen stellvertretenden Generalstabs der Armee begab ich mich Anfang Dezember 1914 auf den östlichen Kriegsschauplatz.

Der erste Teil meiner Berichte erscheint hier gesammelt vor der Öffentlichkeit.

Die strategischen und taktischen Entschlüsse und Erfolge unserer Armeeführer in diesem größten aller Kriege zu beleuchten, wird späterhin die Aufgabe der fachmännischen Geschichtsschreibung sein, und für sich selbst sprechen die gewaltigen Heldentaten unseres Heeres eine jedem Deutschen vernehmliche und tief das Herz ergreifende Sprache. Sie bedürfen keiner Lobpreisung.

Was ich geben wollte, sind Eindrücke und Stimmungen, die eine vielleicht nicht wertlose Ergänzung der rein sachlich gehaltenen Nachrichten der Obersten Heeresleitung sein sollen.

Den Kämpfern aus schwerer, aber ruhmgekrönter Zeit mögen sie den Schauplatz kraftvollen Ringens um des Vaterlandes Größe wieder an den Augen vorüberziehen lassen und den Daheimgebliebenen erzählen, wie das Land aussieht, wo unsere unvergleichlichen Truppen bluteten und starben für Kaiser und Reich!

Lodz, im April 1915.

Richard Förster.

Digitized by Google

# Auf der Fahrt zur Kampflinie in Russisch-Polen.

Czenstochau, Anfang Dezember 1914.

Über dem kleinen schlesischen Landstädtchen im südlichen Teile des östlichen Kriegsschauplatzes liegt trotz des regen militärischen Lebens, das sich dort, nicht allzuweit hinter der Kampfesfront entfaltet, eine eigenartige, fast wohltuende Ruhe. Die Worte und Blicke der friedlich ihrem Tagewerk nachgehenden Einwohner verraten keine Furcht vor russischen Überfällen, und doch wären ernste Besorgnisse in Erinnerung an die Vorgänge in Ostpreußen gewiß nicht unberechtigt und entschuldbar. Aus diesem erfreulichen Gefühl der Sicherheit spricht ein felsenfestes Vertrauen in die Maßnahmen der Heeresleitung und die opferfreudige Leistungsfähigkeit unserer Truppen. „Preußen und Österreicher stehen ja in der Gegend von Czenstochau; da kommt so leicht kein Kosak zu uns herüber," sagte mir ein alter Landwirt.

Natürlich wimmelt es überall von Kolonnen und Trains, aber man nimmt die mit der Einquartierung verbundene Störung der gewohnten Ruhe gern mit in Kauf. Blüht doch trotz des Ernstes der Zeit, der manchen Zweig des Handels verdorren läßt, in den sonst so stillen, verträumten Gassen der kleinen Grenzorte mit dem holprigen Pflaster und dem unvermeidlichen Ring, auf dem das Bild eines Schutzhei-



Digitized by Google

ligen steht, gerade jetzt frischer wie je zuvor das geschäftliche Leben.

Ganz anders aber wird das Bild, sobald man die russische Grenze überschritten hat. In den Straßen Czenstochaus sieht man wohl Tausende von Menschen, zumeist polnische Juden mit langen Bärten und langen Mänteln, in eifrigem Gespräch zusammenstehen, aber Handel und Wandel stocken trotz alledem. Nur Gastwirte, Fuhrwerksbesitzer und deren Lieferanten haben guten Verdienst. In den Augen der Leute liest man die ängstliche Frage, was nun werden wird, und sie betrachten neugierig die zahlreichen Offiziere und Mannschaften der verbündeten Armeen und die Meldereiter, welche die große, hinauf zu dem berühmten Kloster Jasnogorski führende Allee mit eiligen Aufträgen und Befehlen entlang sprengen. Zahllose Wagen, bespannt mit kleinen, schlecht gepflegten und abgemagerten Pferden, schaffen auf schmutzigen, oft kaum gangbaren, durch Kolonnenmärsche hart mitgenommenen Wegen Armeebedarf an die Front, oder dienen, für Zwecke des Sanitätsdienstes gemietet, unaufhörlich dem Transport der Verwundeten.

Man betrachtet jeden Deutschen wie eine Erscheinung aus fremder Welt, aber nicht mit haßerfüllten Blicken. Unter dem deutlich vernehmbaren Donner der Geschütze scheinen die Bewohner der Stadt des wundertätigen Muttergottesbildes sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ihrem Schicksal bald eine Entscheidungsstunde schlagen wird.

Czenstochau ist heute eine wahre Fundgrube für Maler! Neben dem polnischen Juden der elegante, vornehme Pole in seiner geschmackvollen, pelzbesetzten Tracht. Schöne Frauen besserer Stände in ganz modernen Toiletten und Weiber aus dem Volk in geradezu schreiender Buntheit der Gewänder. Ein Mann mit blödem, fast vertiertem Ausdruck in den plum-



Digitized by Google

pen Zügen wälzt, an Stricken befestigt, einen etwa zwei Meter langen Baumstamm hinter sich her, der den Straßenschmutz breitdrücken soll, wo er sich allzu hoch angehäuft hat. Man gedenkt mit begreiflicher Wehmut der Asphaltbürsten Berlins. Zudringliche Bettler, weit schmutziger als die vor den Moscheen des Orients, treiben sich umher oder sitzen an den Straßenecken und in langen Reihen vor der Pforte zur Klosterkirche, wo alltäglich in der vierten Nachmittagsstunde das Wunderbild der gnadenbringenden Mutter den Augen der Gläubigen enthüllt wird. Ich habe diesem Gottesdienst beigewohnt, muß es mir aber versagen, hier den tiefen, unauslöschlichen Eindruck zu schildern, den es auf mich machte, als unter die klagenden Gesänge der Priester und die wehmütigen Akkorde der Orgel der dumpfe Unterton der feuernden Geschütze vom nahen Kampffeld sich mischte.

Soldaten aller Waffengattungen sieht man in den Straßen Czenstochaus. Dort bricht das rechte Vorderrad eines Leiterwagens zusammen, zehn stämmige Landwehrleute in feldmarschmäßiger Ausrüstung wühlen sich unbeschädigt aus dem Stroh hervor, und der Zwischenfall wird sehr belacht. Und über der alten Polenstadt kreist adlergleich ein preußischer Flieger.

Am Donnerstag, dem 3. Dezember, war der Kaiser in hiesiger Gegend. Im Quartier des Stabes der Armee-Abteilung Woyrsch empfing er Offiziere und Mannschaften, die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden waren. Vor Abordnungen aus Truppenteilen der genannten Armee und österreichisch-ungarischen Truppen hielt der Kaiser folgende Ansprache:

„Kameraden! Ich habe Mir Deputationen der im Osten kämpfenden Truppen hierher bestellt, weil es Mir nicht mög-



Digitized by Google

lich ist, euch alle vorn in den Schützengräben begrüßen zu können. Überbringt euren vorn kämpfenden Kameraden Meine herzlichsten Grüße sowie Meinen kaiserlichen Dank und den Dank des Vaterlandes für eure heldenhafte Haltung und Ausdauer, die ihr in den letzten drei Monaten der russischen Übermacht bewiesen habt. Bei uns zu Haus spricht man mit Recht, daß jeder im Osten kämpfende Mann ein Held ist. Ihr habt die Ehre, Schulter an Schulter mit dem Heere Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef, Meines Freundes und geliebten Vetters, zu kämpfen für eine gerechte Sache, für die Freiheit, für Existenzberechtigung einer Nation und einen zukünftigen langen Frieden. Wenn es auch noch lange dauern kann, wir dürfen dem Feinde keine Ruhe lassen. Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher, denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen, denn unsere Nerven sind stärker als die unserer Feinde. Mein kaiserlicher Freund hatte mir schon mehrfach die Tapferkeit der mit unseren österreichischen Brüdern zusammen kämpfenden Truppen hervorgehoben und, wie ich sehe, euch durch allergnädigste Verleihung von Auszeichnungen seinen Dank gezollt. Wenn ihr jetzt zurückkehrt in eure Stellungen, nehmt euren Kameraden Meine herzlichsten Grüße mit und sagt ihnen, daß, wenn ich auch wieder nach dem Westen muß, Meine Gedanken stets bei euch sind und Meine Augen stets auf euch ruhen, als wenn ich hinter euch stände. Und nun zum Schluß laßt uns unseren brüderlichen Gefühlen Ausdruck geben, indem wir rufen: Seine Majestät Kaiser Franz Josef und sein Heer hurra, hurra, hurra!"



Digitized by Google

# An der Front.

Südöstlich Czenstochau, 5. Dezember 1914.

Meine Hoffnung, möglichst schnell an die kämpfenden Truppen gelangen zu dürfen, wurde durch ein überaus gütiges Entgegenkommen des Armee-Oberkommandos sehr bald erfüllt. Man hat bei den verantwortlichen Stellen volles Verständnis für den Wert der journalistischen Berichterstattung.

In der taktischen Lage, über die ich von genau unterrichteter Seite so weit wie angängig, aufgeklärt wurde, ist es begründet, daß dort, an den bewaldeten Höhen südöstlich von Czenstochau, unsere Truppen eine defensive Stellung besetzt halten, die sehr stark und in ihrem inneren Ausbau bewunderungswürdig ist. Alle Angriffe der Russen sind bisher an ihr zerschellt! In diesem Kriege, in dem die Waffentechnik staunenerregende Triumphe feiert, muß die Führung mehr, als in allen früheren Feldzügen auf eine bis ins kleinste genaue Ausnutzung und Verstärkung des Geländes zum Schutze der Truppen bedacht sein. So sind denn auch in Südpolen starke Schützengräben mit dahinter liegenden, schußsicheren Unterkunftsräumen für die Mannschaften mit maulwurfartiger Geschicklichkeit angelegt. Gewandtheit in der Ausnutzung auch der bescheidensten Hilfsmittel, treueste Kameradschaft, die mehr gibt als empfängt, und ein gut' Stück jenes unverwüstlichen, auch in Stunden der Not nicht versagenden, oft von warmer Herzlichkeit zeugenden Humors des deutschen Soldaten machen den schon seit Wochen dort Kämpfenden die Lage so erträglich wie nur möglich. Zwischen Vorgesetzten und Untergebenen herrscht, bei aller Wahrung der Dizi-



Digitized by Google

plin, ein trauliches Verhältnis, wie es eben nur gemeinsam ertragene Leiden und Entbehrungen zeitigen können. Ein jeder sorgt nach Kräften für den andern und teilt mit ihm, was er hat. Unseren Truppen im Westen geht es sicherlich besser wie denen im Osten, da die Heranschaffung von Liebesgaben an die vorderste Linie dort weit leichter ist.

Hoch erfreulich ist das immer noch frische Aussehen der Mannschaften, obwohl sie seit Wochen nicht aus den Kleidern herausgekommen sind. Die Ärzte sind mit dem Gesundheitszustand der Leute durchaus zufrieden.

In der Stellung, die ich besichtigen durfte, interessierte mich besonders die eigenartig gebrochene Verteidigungslinie der Infanterie. Bald aber wurde mir klar, wie wohl berechnet die ganze Anlage ist — ein Schulbeispiel für die Anschmiegung der Feuerstellung an die Formation des Geländes. Über eine innerhalb der Schützenlinie liegende Waldblöße zog ich vor im Laufschritt zu eilen. War sie doch nur knapp 400 m von den Schützengräben der Russen entfernt und gerade gegenüber in einer Felsspalte, von Büschen verdeckt, sitzt ein Scharfschütze auf der Lauer, den unsere Leute „Iwan den Schrecklichen" getauft haben, weil er schon manche wohl gezielte Kugel herübersandte.

Die Wirkung der Artillerie, besonders der Fußartillerie, und ihr gedeihliches Zusammenarbeiten mit der Infanterie, das ich beobachten konnte, ist stets von großem Erfolge gekrönt. Kein Schuß aus den schweren Geschützen gegen die feindlichen Stellungen ist vergeblich! Selbst wenn er einen Punkt trifft, den der Gegner zurzeit gerade verlassen hat, so ist doch seine moralische Einwirkung eine derartig gewaltige, daß dem Feinde die Lust vergeht, die einmal geräumte Stellung von neuem zu besetzen.



Digitized by Google

Zwei Tage, bevor ich dort oben in der Batterie ſtand, hatten die Ruſſen einen Angriff gewagt, der jämmerlich im Feuer unſerer Geſchütze zuſammengebrochen war. Noch ſah man vereinzelte Leichen auf dem Felde liegen, die die Ruſſen in der Eile des fluchtartigen Rückzugs nicht mitnehmen konnten. Mitleidvoll hüllte eine dünne Schneeſchicht ſie ein zum ewigen Schlummer. An dieſer Stelle iſt der Geiſt der Offenſive bei unſerem Feinde ſicherlich für immer geſchwunden! Auch bei dem nächtlichen Angriff, den ſie während meiner Anweſenheit machten, haben ſie wohl von vornherein nicht an einen taktiſchen Erfolg geglaubt, ſondern ihn nur unternommen, um zu zeigen, daß ſie noch da ſind. Ein etwa geplanter heimlicher Abzug der Ruſſen würde der Aufmerkſamkeit unſerer Flieger nicht entgehen.

Täglich finden ſich Überläufer in den Stellungen der Deutſchen ein. Unter dem Schutze der Nacht verlaſſen ſie, kampfesmüde und pflichtvergeſſen, halb erfroren und verhungert nach tagelangem Faſten, ihre Truppe und hoffen auf ein paradieſiſches Glücksleben in Döberitz oder Zoſſen. Patrouillen werfen ihre Gewehre weg und melden ſich als Gefangene beim erſten deutſchen Poſten. Kürzlich ging ein Pionierunteroffizier, der fertig Polniſch und etwas Ruſſiſch ſpricht, in Bauernkleidung zu einem ſtarken ruſſiſchen Unteroffizierspoſten, dem er ſchilderte, wie gut er es beim Feinde haben könnte. Mit 15 Überläufern kehrte er zurück zu ſeiner Kompagnie! Das Eiſerne Kreuz war der Lohn für ſein tollkühnes Soldatenſtückchen.

Ich ſah, wie Gefangene im Diviſions-Stabsquartier verhört wurden. Kerls mit ſtumpfſinnigen und vertierten Geſichtern, aus denen eine Gleichgültigkeit gegen ihr Schickſal ſpricht, die traurige Schlüſſe auf den Geiſt zuläßt, der offen-



Digitized by Google

bar in der Armee unſeres öſtlichen Gegners herrſcht. Iſt das ein Wunder bei ſolchen Offizieren? Wo bleibt deren Einfluß? Mit Knüppeln treiben ſie die Mannſchaften vor ſich her in den Kampf, ſie ſelbſt aber bleiben zurück oder folgen möglichſt weit ab und gut gedeckt den angreifenden Linien. Eine ſolch empörende, für deutſche Begriffe unfaßbare Feigheit wurde mehrfach feſtgeſtellt und durch Ausſagen von Gefangenen beſtätigt. Nachts fahren dann dieſe Helden nach einem Städtchen P., das etwa 10 km rückwärts liegt, und verpraſſen dort die Nächte mit Trinken und Spielen. Nun — uns kann dieſer Tiefſtand ſittlichen und ſoldatiſchen Empfindens im ruſſiſchen Heere nur ein erwünſchter Helfer zum Siege ſein!

## Die Technik der Befehlsübermittelung.

Olſztyn, 6. Dezember 1914

Niedrige, ſcheinbar in ſich zuſammenſinkende, ſtrohbedeckte Hütten mit nur wenigen kleinen und trüben Fenſtern, die kein freundlich weißer Vorhang, kein Topf mit Pflanzen ziert; eine Haustür, durch die ſchon ein mittelgroßer Menſch nur gebückt eintreten kann; kein Hof mit ſauber gehaltenem Stall und Schuppen hinter dem Anweſen; nur ein Winkel, in dem die dürftigſten Ackergeräte von primitivſter Art in verwahrloſtem Zuſtande, wie achtlos weggeworfen, herumliegen; durch klaffende Ritzen in Mauern und Gebälk fährt der feuchtkalte Dezemberwind. Das iſt das ewig ſich gleich bleibende Bild der Dörfer in



Digitized by Google

Russisch-Polen. So lebt der Bauer in seiner jämmerlichen Behausung stumpfsinnig dahin, zufrieden, wenn der kärgliche Acker ihn nur ernährt. Von den weltgeschichtlichen Ereignissen, die sich in seiner Nähe abspielen, hat er nur eine unklare Vorstellung.

Zwischen solchen Hütten erscheint die Wohnung des Geistlichen fast wie ein vornehmes Herrenhaus. Doch auch sie ist klein, kahl und düster, außen wie innen. Ihre Bewohner, ein steinalter Pfarrer mit seiner Haushälterin, haben nicht die Fähigkeit, mit bescheidenen Mitteln ihr Heim sich wohnlicher zu gestalten. Dort fühlt man nichts von dem stillen Frieden deutscher Pfarrhäuser. Trostlos und öde liegt das Haus da, fast erdrückt von der hohen Kirche neben ihm, die ihm die Strahlen der Sonne mißgönnt.

Eines Tages aber kam Leben in diese ewige Einförmigkeit, und das weltfremde Pfarrhaus wurde zur Geburtsstätte wichtiger, folgenschwerer Entschlüsse.

Ein höherer Stab hatte dort Unterkunft genommen, ein paar Kilometer hinter der kämpfenden Front, und nun begann jenes eigenartige Treiben, das für den heutigen Krieg äußerst charakteristisch ist und ihn von allen früheren Feldzügen so wesentlich unterscheidet. Noch vor wenigen Jahren hätte man an einen so gewaltigen Einfluß der modernen Verkehrsmittel auf die Befehlsführung im Kriege nicht geglaubt. Man hätte den Gedanken, Kämpfe, sofern es sich nicht um hin und her wogende Bewegungsgefechte handelt, von der Ortsunterkunft des Führers aus zu leiten, für eine phantastische Idee gehalten. Die Gegenwart belehrt uns eines besseren. Wir werden daher gut tun, jene Schlachtenbilder früherer Zeit aus unserer Erinnerung zu tilgen, die Generale darstellen, wie sie, hoch zu Pferde und sogar mit gezogenem



Digitized by Google

Degen hinter einem Hause haltend, an heransprengende Ordonnanzoffiziere Gefechtsbefehle erteilen.

Das spielt sich heutzutage viel einfacher und vor allem viel schneller ab. (Auf technische Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht möglich.) Sowie Truppen vorwärtsrücken, folgen ihnen Fernsprechabteilungen, die durch Legen telephonischer Verbindungen nach rückwärts dem Führer die Möglichkeit geben, von seinem Quartier oder einem nicht nur zu ganz vorübergehendem Aufenthalt bestimmten Standort aus die taktischen Operationen zu leiten und alle damit zusammenhängenden Anordnungen zu treffen. In dem geschilderten Pfarrhause zu Olsztyn, das seit dem siegreichen Vorwärtsdringen unserer Truppen nun wieder in seine gewohnte Ruhe zurückversunken ist, war mehrere Wochen lang, dem defensiven Auftrag der in der dortigen Gegend Grenzwacht haltenden Truppen entsprechend, das Divisionsstabsquartier aufgeschlagen. Eine Telephonzentrale war in dem kleinen, halbdunklen Hausflur eingerichtet, Tag und Nacht ununterbrochen von zwei Mann bedient. Daneben lag das Bureau. Dort befanden sich auf den Schreibtischen der Offiziere des Stabes Fernsprechapparate, wodurch das lästige, arbeitstörende Herantreten an eine allgemeine Sprechstelle vermieden wurde und mehrere Personen gleichzeitig nach auswärts sprechen konnten.

Am Platz des Generalstabsoffiziers läutete es fortwährend, und starke Nerven gehören dazu, bei dieser aufreibenden, alle geistige Kraft anspannenden Tätigkeit, die nur ein höchst fraglicher Schlummer auf einfachem Strohlager unterbricht, die notwendige Ruhe nicht zu verlieren. Da meldet der Infanteriekommandeur Bewegungen des Feindes, die von Patrouillen im Vorgelände aus gut gedeckter Stellung be-



Digitized by Google

obachtet worden sind. Eine schwere Batterie hat deutlich erkennbare Wirkungen erzielt, die sie der Division mitteilt. Von einem Abschnittskommandeur wird eine Veränderung in der Artilleriestellung der Russen vermutet, er bittet um Erkundung durch Flieger. Das Armeeoberkommando ruft an und verlangt irgendeine Auskunft. Dann wieder erstattet der Generalstabsoffizier dem Kommando der Ostarmee in Posen eingehenden Bericht über die Gesamtlage bei der Division. Nachrichten von angrenzenden Truppen kommen an und Verpflegungsmaßnahmen werden getroffen. An einem anderen Tisch erörtert der Artilleriekommandeur Fragen des Munitionsverbrauchs und -ersatzes, oder der Divisionsarzt erhält Bericht über den Gesundheitszustand der Mannschaften und ordnet sanitäre Maßnahmen an.

In der Wohnung des Artilleriekommandeurs, wo wir ein paar Abendstunden bei Moselwein und russischem Tee verplaudern durften, dasselbe Bild! Während wir beim Abendbrot saßen, kam die telephonische Meldung, daß die Russen einen Angriff auf unsere Stellung machten. Kurz und sicher erteilte der Kommandeur seine Befehle. Wir traten vor die Haustür, sahen das Aufblitzen der Geschütze am schwarzen Nachthimmel und lauschten dem dumpfrollenden Donner der Kanonen, merkwürdigerweise ohne die Erregung, die der vielleicht bedeutungsvolle Augenblick in uns eigentlich hätte hervorrufen müssen. Das ist die Ruhe, die das Gefühl vollkommen gesicherten Erfolges erzeugt. Selbstverständlich sind alle Entfernungen von der Stellung aus mit peinlichster Genauigkeit festgelegt und erforderlichenfalls die Geschütze auf besonders gefährliche Punkte bereits eingestellt, so daß die Batterien des Nachts nur wie Maschinen arbeiten, die der Druck auf einen Knopf in Tätigkeit setzt.



Digitized by Google

Die Wichtigkeit des Telephons für die Leitung der Gefechte liegt auf der Hand. In rückwärts gelegener Stellung sind der Führer und sein Stab in den meisten Fällen keiner persönlichen Gefahr ausgesetzt. Der Truppe bleibt ihr Kommandeur erhalten, und damit ist die einheitliche Durchführung eines einmal gefaßten Gefechtsplanes gewährleistet. Die Kriegsgeschichte lehrt, wie wichtig das ist. Unbeirrt auch durch die Einflüsse, die einer direkten Beobachtung oder den Ansichten von Unterführern vielleicht entspringen, behält der Oberbefehlshaber nur das Ganze im Auge. Die Befehls- und Nachrichtenvermittlung an die vorderen Linien geht weit schneller vor sich, als wenn Ordonnanzoffiziere, Meldereiter oder Radfahrer, immer in Gefahr, abgeschossen zu werden, sich nach vorn begeben müßten.

Beim Wechsel der Stellung werden die Fernsprechleitungen überall mit bewundernswerter Schnelligkeit herangezogen. Ich sah, wie nach der Schlacht von Nowosolna die Gefallenen begraben wurden, und ein paar Meter davon legte man schon eine telephonische Leitung, auf der bald Befehle zu vielleicht noch blutigerem Ringen an die kämpfende Front gegeben werden sollten.

* * *

Am 7. Dezember machte die Oberste Heeresleitung bekannt:

„In Nordpolen haben wir in langem Ringen um Lodz durch das Zurückwerfen der nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt stehenden starken russischen Kräfte einen durchgreifenden Erfolg errungen. Lodz ist in unserem Besitz. Die Ergebnisse der Schlacht



Digitized by Google

lassen sich bei der Ausdehnung des Kampffeldes noch nicht übersehen. Die russischen Verluste sind zweifellos sehr groß."

Schwer war der Sieg errungen worden, unter großen Opfern an Blut und Leben. Während nicht lange vorher unsere Truppen vor den übermächtig heranströmenden Wogen der russischen Armee in der Gegend von Lodz zu einem strategischen Rückzuge gezwungen wurden, war es diesmal Hindenburgs überlegener Feldherrnkunst, gestützt auf größere Streitkräfte, gelungen, nach einigen Tagen im wesentlichen defensiven Ausharrens durch eine kraftvolle Offensive den Feind entscheidend zu schlagen und sich in Besitz der Eisenbahn Kalisch – Lodz – Lowicz zu setzen. Von diesem für unseren östlichen Gegner so verhängnisvollen und verlustreichen Tage wußte der russische Generalstabsbericht in bekannter Verlogenheit nur zu melden, daß er „ohne wesentliche Veränderung" verlaufen sei. Die deutschen Angriffe auf Lowicz wären zurückgeschlagen worden und man habe Lodz nur aufgegeben, weil seine Verteidigung vom strategischen Standpunkt aus „Unbequemlichkeiten" bereitet hätte. (!) – Der russische General Wolischko, der sich bei Port Arthur ausgezeichnet hatte, war in den Kämpfen bei Lodz gefallen.

Zwei Tage nur – und ich erreichte in eilends dahinsausendem Automobil das Gebiet, wo sich eine der bedeutungsvollsten Begebenheiten dieses Weltkrieges soeben abgespielt hatte.



Digitized by Google

# Nach Lodz!

Am 10. Dezember 1914.

Meine Rückkehr aus den Stellungen von Czenstochau verlief nicht ohne Zwischenfälle, die aber glücklicherweise keine schlimmeren Folgen nach sich zogen. Viermal stürzte ein Pferd meines Wagens in dem tiefen Moraſt der ausgefahrenen Wege, und schließlich brach der elende Karren, der weder Bremse noch Laterne hatte, selbst zusammen. In der alten Wallfahrtsstadt mit dem schwarzen Muttergottesbilde traf mich die frohe Botschaft, daß Lodz genommen sei, und daß in Lublinitz, meinem ersten Standquartier, drei Autos der Kriegsberichterstatter harrten, die uns tags darauf unter der sachkundigen Führung liebenswürdiger Mitglieder des Freiwilligen Automobilkorps nach Lodz bringen sollten. Wer war froher als wir, daß wir so schnell und auf so angenehme Art in das Gebiet bedeutungsvoller Operationen gelangen durften!

Morgens lag es wie hoffnungsfrohe Frühlingsstimmung über dem Lande, als wir in rascher Fahrt über Kreuzburg, Kempen, Ostrowo nach Rußland hineinfuhren. Bis zur Grenze wohlgepflegte Straßen, mit Obstbäumen bepflanzt, saubere Orte und freundliche Menschen. Das ändert sich mit einem Schlage, sowie die Grenze überschritten ist.

Bald war Kalisch erreicht! Die Hauptstraße, die die Stadt von Westen nach Osten durchzieht, ist furchtbar zusammengeschossen. Kaum ein Stein mehr auf dem anderen! Mauerreste, dem völligen Einsturz nahe, ragen in die Luft, und zwischen den Trümmern ihrer Habe irren ratlose Menschen umher in Armut und grenzenlosem Elend und starren wie geistesabwesend auf die Stätte, wo sie noch vor kurzem fried-



Digitized by Google

lich lebten und arbeiteten. An ein Unterkommen war in der mit deutschen Truppen stark belegten Stadt nicht zu denken, ebensowenig in Sieradz. In Zdunska Wola, einem anscheinend auch in Friedenszeiten verkehrsreichen Marktflecken, fanden wir schließlich ein zur Not erträgliches Unterkommen. Auf Betten haben wir verzichten gelernt, und schon mehrere Male machte eine reichliche Dosis Insektenpulver uns das Strohlager auf ebener Erde zu einem sehnsüchtig begehrten Wonnepfühl.

Über Fabianice erreichten wir am nächsten Vormittag Lodz, das Ziel unserer Fahrt. Ein kaum zu beschreibendes Menschengewühl herrscht in der Hauptverkehrsader der Stadt. Tag und Nacht rasseln ohne Unterbrechung die schweren Wagen der Kolonnen hindurch. Die Stadt selbst hat, soweit ich das bisher beurteilen kann, wenig durch Beschießung gelitten.

Ich suchte von Einwohnern Einzelheiten über die Einnahme der Stadt zu erfahren, doch war das Ergebnis meiner Nachforschungen recht unergiebig. Unklare, sich sogar widersprechende Mitteilungen, deren Erwähnung ich lieber unterlasse, bestätigten die alte Erfahrung, daß in Schlachten und Gefechten auch der sonst klar denkende und scharf beobachtende Mensch über der Sorge um sein eigenes Leben den Blick für das, was sich in seiner nächsten Umgebung ereignet, völlig verliert, besonders wenn die Ereignisse und damit die Eindrücke sich überstürzen, wie dies bei der Einnahme von Lodz der Fall war. Der letzte Ansturm unserer Truppen muß mit rasender Schnelligkeit erfolgt sein. Um 3 Uhr nachmittags räumten die Russen die Stadt und um 4 Uhr, genau zu der von der Führung festgesetzten Stunde rückte die Vorhut der Deutschen ein. Als zu erkennen war, daß ein Teil der



Digitized by Google

russischen Truppen die Eisenbahn zu beschleunigtem Rückzug benutzen wollte, schoß eine schnell vorgezogene Haubitzbatterie die Bahnhöfe, denen sie zustrebten, innerhalb weniger Minuten in Brand. Schon vorher hatte Kavallerie die Bahnen an drei Stellen gesprengt. Einer Pionierkompagnie gelang es, sechs feindliche Geschütze zu erobern. Junge süddeutsche Regimenter erhielten bei dem blutigen Ringen um Lodz ihre Feuertaufe.

Die Stimmung der Bevölkerung von Lodz ist den Deutschen gegenüber nicht unfreundlich. Wohnen doch genug unserer Landsleute dort, und die bedeutendsten Geschäfte arbeiten unter Beteiligung deutschen Kapitals. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Aufnahme noch besser sein würde, wenn die Leute nicht fürchteten, daß die Russen zurückkehren und Rache nehmen könnten. Sie haben erst kürzlich einen Bäcker aufgehängt, der über die Kosaken geschimpft hatte.

## Auf den Schlachtfeldern um Lodz.

Lodz, 12. Dezember 1914.

Grau und schwer lastete ein undurchdringlicher, kalter Nebel auf der Stadt und ihrer öden, auch des kleinsten Reizes entbehrenden Umgebung, als ich mich gestern in der Frühe im Automobil auf die Schlachtfelder westlich und nördlich von Lodz begab. Nur langsam kam der Wagen auf den schlammigen, ausgefahrenen Straßen vorwärts und mußte in schnellen, oft nicht leichten und gefährlichen Windungen die zahlreichen, von den Geschossen der schweren Artillerie aufgewühlten Löcher im Boden umgehen. Spuren entsetzlicher Verwüstung, wohin das Auge blickt!



Digitized by Google

Auf Anordnung der russischen Behörden hatten die meisten Einwohner der Gefahr wegen die Ortschaften schon vor Beginn der Beschießung verlassen. Die Zurückgebliebenen denken an die Stunden der Angst und Not, die sie in den Kellern ihrer elenden Hütten durchzitterten, mit tränenerstickter Stimme. Die Vorstädte und der südliche Teil von Konstantynow sind für immer vernichtet und viele Häuser dem Erdboden gleichgemacht. Wie durch ein Wunder blieben nur einzelne verschont, während um sie herum alles in Schutt und Asche sank.

Furchtbar hat das russische Militär in Konstantynow gehaust. Während später kein deutscher Soldat sich am Eigentum der Einwohner vergriff, stahlen die Russen, was sie fanden, selbst Gegenstände, die ihnen im Felde nur eine unnütze Last sein mußten. Und dabei waren es zum großen Teil Leute vielgerühmter Garderegimenter. Nur ein Beispiel: eine Frau hatte Wäsche und einiges Silbergeschirr vor ihrem Weggang aus dem Ort heimlich und vorsichtig vergraben. Als sie zurückkehrte, war auch dieses Versteck ausgeraubt. Selbst die strengsten Verbote, die der Kommandant gegen die Zügellosigkeit der Mannschaften erließ, fruchteten nichts. Schließlich ließ er 40 Mann auf dem Markte erschießen. Von den Getöteten trug einer den Pelz des katholischen Geistlichen, ein anderer hatte drei Handtücher, die der vorerwähnten Frau gehörten, um seinen Leib gewickelt. — Die Gräber der im Kampfe gefallenen Russen liegen vielfach dicht neben den Häusern von Konstantynow. In einem Massengrabe ruhen allein 1400 Russen. Es war ein furchtbares Ringen, und der Tod hat reiche Ernte gehalten.

Weiter ging dann die Fahrt nach Lutomiersk, um das drei Wochen lang der Kampf gewütet hatte, bis endlich am



Digitized by Google

Sonntag, dem 6. Dezember, die deutschen Truppen einrückten. Fast sämtliche Häuser sind zerstört, und viele Einwohner retteten nur das nackte Leben. Zumeist hatten sie schon vor der Beschießung den Ort verlassen. Überall sieht man noch Schützengräben und sonstige, häufig nur ganz flüchtig aufgeworfene Deckungen. Daneben Waffenteile, Bekleidungsstücke und hier und da Pferdeleichen, deren Vergrabung die Ackerbesitzer anscheinend für überflüssig halten. Einen überaus traurigen Anblick bietet die am Flüßchen Ner gelegene Wassermühle, die vollkommen in Trümmer geschossen ist. Die Maschinen liegen im Wasser.

Als wir uns Aleksandrow näherten, durchbrach die Sonne für eine kurze Spanne Zeit den dichten Nebel, aber auch in ihrem goldigen Lichte erschien das trostlose Landschaftsbild nicht freundlicher. Bei Aleksandrow hat die Schlacht nicht minder gewütet, als um Lutomiersk, und mancher fleißige Bürger der verwüsteten Stadt schläft in der winterlichen Erde den Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Die Kleinbahn nach Lodz hat ihren Betrieb noch nicht wieder eröffnet. Zahlreiche Säulen, die den Leitungsdraht trugen, liegen umgestürzt am Boden, und die Schienen sind durch Granaten zerstört.

Weniger gelitten hat Lenezyca, in dessen Gassen es zum Handgemenge kam. Schon sieht man, wie Vorboten stillerer Tage, an einigen Stellen Arbeiter mit der Ausbesserung der Straße von dort nach Ozorkow—Zgierz beschäftigt. Ozorkow ist ganz unbeschädigt geblieben, auch hat sich kein Mangel an Lebensmitteln fühlbar gemacht. Deutsche Truppen hielten seit über drei Wochen die Stadt besetzt und für Ordnung und Ruhe sorgte ein energischer Kommandant. Bei tiefdunkler Nacht langten wir wieder in Lodz an.



Digitized by Google

# Bei der Armee Mackensen.

Lodz, den 15. Dezember 1914.

Den durchgreifenden taktischen Erfolgen, die General von Mackensen bei Lodz errang, werden bald weitere Waffentaten folgen, die sich der Besitzergreifung dieses überaus wichtigen Eisenbahnknotenpunktes würdig an die Seite stellen lassen. Es geht überall vorwärts, wenn auch nicht immer so schnell, wie mancher Biertischstratege in der Heimat es vielleicht wünscht. Wir dürfen das russische Heer, dessen Größe wir kennen, auch hinsichtlich seiner Qualität nicht unterschätzen, wozu man wohl in Anbetracht der ungeheueren Anzahl unverwundeter Gefangener vielleicht neigen könnte. Allerdings ist ihm nicht jener frische Geist unaufhaltsamer Offensive eigen, der die deutschen Armeen, vom Feldherrn herab bis zum gemeinen Soldaten, beseelt. Der Russe kämpft tapfer, bricht aber plötzlich entmutigt zusammen, wenn ihn das erhoffte Waffenglück verläßt. Es fehlt ihm an jenem inneren Halt, der selbst aus einem Mißerfolg noch die moralische Kraft zu todesmutigem Draufgehen rettet. Werden die Russen zum Rückzuge gezwungen, so setzen sie sich in einer neuen, möglicherweise schon vorbereiteten Verteidigungsstellung fest — ganz ähnlich, wie es unser Gegner im Westen tut —, und eine jede derartige Stellung muß nach der andern erobert werden. Das kostet Zeit und Menschen, kann aber den Siegeslauf unserer Truppen nur verlangsamen, nicht aufhalten.

Die Armee Mackensen steht jetzt mit ihrem linken Flügel auf dem linken Weichselufer, ungefähr da, wo die Bzura in die Weichsel mündet. Ihre ungefähre Linie läuft dann nach Süden weiter über Lowicz, Glowno, Strykow, Nowosolna, verfolgt den Lauf des Miazgabaches und geht über Bendkow



Digitized by Google

bis in die Gegend westlich von Piotrkow, wo sie Fühlung mit der Armee Woyrsch hat.

Wenn unlängst der geniale Plan einer völligen Umklammerung des russischen Heeres nicht ganz geglückt ist, weil letzteres große Verstärkungen aus der Richtung von Warschau her erhielt, und das Korps Scheffer-Boyadel zu jener in der Geschichte taktischer Meisterleistungen wohl einzig dastehenden Loslösung vom Feinde gezwungen wurde, die in vollkommener Ordnung ohne bemerkenswerte Verluste vor sich ging, wobei noch 10 000 Gefangene gemacht und eine große Anzahl Geschütze und Maschinengewehre erbeutet wurden, so geht doch der Vorstoß unserer Ostarmee in das Herz Polens unbeirrt weiter.

Neben dem großen taktischen Erfolge der Einnahme von Lodz ist die moralische Einwirkung nicht hoch genug zu bewerten, die die Besetzung dieser Stadt in Polen und ganz Rußland machen muß. Allein schon aus der ungeheueren Truppenmenge, die die Russen dort konzentriert hatten, läßt sich schließen, für wie wichtig sie das Festhalten gerade dieses Punktes hielten. Er ist nun endgültig in unserem Besitz und kann uns nicht mehr entrissen werden! Wenn, was zu erwarten ist, die Wahrheit durchdringt, muß der Eindruck dieser Nachricht ein niederschmetternder sein.

## Im Artilleriekampf.

Nowosolna, 18. Dezember 1914.

Aus vorzüglicher Stellung befeuerten vorgestern die Geschütze unserer Feld- sowie unserer schweren Artillerie die feindlichen Batterien und Schützengräben. Ein sehr heftiger Artilleriekampf war im Gange, als wir uns



Digitized by Google

näherten, und der Aufenthalt hinter den Batterien war nicht ungefährlich. Die Russen „funkten" tüchtig herüber. Da sie, wie mir im Feuer erprobte Artilleristen versicherten, meist zu weit schießen, ist man in den Batterien selbst beinahe sicherer als ein paar hundert Meter dahinter. Es schlugen tatsächlich, etwa 50 bis 60 Schritt nur seitlich von uns, mehrere Granaten in den Ackerboden ein, und als ein Auto und mehrere Herren zu Fuß sich auf die vor uns liegende, von der Landstraße durchschnittene Höhe wagten, wurde diese Stelle sofort von einer feindlichen Batterie unter Feuer genommen — ein Beweis dafür, wie scharf die Artilleriebeobachter der Russen aufpassen. Sie hatten die Herren, deren Neugier sich merkwürdig schnell legte, vermutlich für einen Stab gehalten, der abgesessen war.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit dauerte der Kampf fort und mehrere Schützengräben der feindlichen Infanterie wurden von unseren Truppen gestürmt, etwa 200 Gefangene gemacht, sowie einige hundert Meter Terrain gewonnen. Die Lage genau östlich von Lodz hat sich also bisher nicht erheblich verändert, wenn auch Fortschritte gemacht worden sind, und Kämpfe, wie der soeben kurz geschilderte, dürften auch die folgenden Tage ausfüllen. Wie in Erfahrung gebracht worden ist, haben die Russen an manchen Stellen 20 Schützengräben, zum Teil mit Stacheldrahthindernissen, hintereinander angelegt. Weiter von Süd, aus der Gegend von Piotrkow, wird gemeldet, daß die russische vierte Armee in nordöstlicher Richtung abzuziehen beginne, vermutlich, um nicht von den bei Warschau stehenden Truppen abgedrängt zu werden — eine Nachricht, die noch näherer Bestätigung bedarf.

Daß den Aussagen der russischen Gefangenen nicht ohne weiteres Glauben geschenkt werden kann, ist selbstverständlich.



Digitized by Google

Oft machen sie sicherlich ganz falsche Angaben, um die Deutschen irre zu führen, oder sie schildern die Lage ihrer Truppe als verzweifelt, um ihre eigene Feigheit zu entschuldigen. Nur aus dem Vergleich der Angaben, wie sie von Leuten gemacht werden, die freiwillig oder unfreiwillig in unsere Hände fallen, lassen sich beachtenswerte Schlüsse ziehen. Übereinstimmend sagten die bei Czenstochau und bei Lodz Gefangengenommenen aus, daß die Wirkung unserer Artillerie und unserer Maschinengewehre eine geradezu vernichtende sei. Die russischen Schützengräben seien mit Leichen gefüllt, und viele Kompagnien hätten nur noch den vierten Teil ihres Sollbestandes, einzelne sogar nicht mehr als 30 bis 40 Mann.

Ich erwähnte in meinem letzten Bericht die großartig durchgeführte Loslösung des Korps Scheffer aus feindlicher Umzingelung. Heute erfuhr ich eine kleine, aber recht interessante Episode aus diesen Tagen, die ich hier nachtragen möchte: Ein russischer Flieger glaubte sich über eigenen Truppen und landete. Recht wenig erfreut aber war er, als er sich plötzlich nur einem Transport russischer Gefangener gegenüber sah und die wertvollen Nachrichten, die er mit sich führte, an deutsche Offiziere ausliefern mußte!

## Die Russen im Rückzuge.

Lodz, 19. Dezember 1914.

Wie ein Aufatmen der Erleichterung geht es durch Lodz und seine grausam verwüstete Umgebung, seit die Gefahr, daß es zu neuen blutigen Kämpfen in unmittelbarer Nähe kommen könnte, beseitigt ist. Der Rückzug der Russen



Digitized by Google

auf der ganzen Linie, welcher der Eroberung der stark besetzten Höhen nördlich von Lipiny durch die Deutschen folgte, war eine Flucht und nicht eine aus taktischen Gründen gebotene Rückwärtsbewegung auf eine neue Stellung zu. Lowicz ist von unseren Truppen schon vor drei Tagen genommen worden. Die östlich Lodz stehenden Kräfte des Feindes wichen unter Zurücklassung zahlreicher Toter, Verwundeter und Gefangener anscheinend in der ungefähren Richtung auf Rawa zurück, und die bereits erwähnte Nachricht von dem Abzuge auch der vierten russischen Armee bei Petrikau hat sich bestätigt. So scheint denn Warschau das gemeinsame Ziel des Feindes zu sein. Vorher aber wird er sich wohl noch ein oder mehrere Male der ihm dicht auf den Fersen folgenden deutschen Armee stellen. Ob eine derartig geschlagene Truppe trotz allem persönlichen Mut, der dem russischen Soldaten nicht abgesprochen werden soll, noch die moralische Kraft zu energischem und erfolgreichem Widerstande in sich trägt, ist jedoch sehr zu bezweifeln.

In Berlin ist natürlich längst bekannt, daß der Kaiser den Heldentaten der Armee Mackensen unter Ernennung ihres Führers zum Generaloberst die wärmste Anerkennung gezollt hat. Mancher brave Soldat starb hier den Tod, aber unsere Verluste sind gering im Verhältnis zu denen des Feindes, dem besonders sein letzter Widerstand in der Gegend von Glombin und Bertolin, südlich Strykow und nordöstlich von Nowosolna teuer zu stehen kam. Ostpreußische Truppen, untermischt mit hessischen, haben hier in unvergleichbarer Tapferkeit ausgeharrt und schließlich die feindlichen Stellungen in todesmutigem Ansturm genommen.

Ich hatte Gelegenheit, auf dem Schlachtfelde den Kommandierenden General eines der beiden Armeekorps zu sprechen,



Digitized by Google

die dort im Feuer waren. Er äußerte das höchste Lob über das Verhalten der Mannschaften. Als an einer Stelle ihres rechten Flügels die Russen einen letzten, verzweifelten Angriff wagten, ließ unsere Infanterie sie bis auf 30 und 40 Meter herankommen und mähte sie dann nieder, wie Sensen die reifen Halme. Verwundete und Tote lagen reihenweise zu mehreren übereinander. Der Anblick soll furchtbar gewesen sein.

Als ich das Schlachtfeld besuchte, wohnte ich noch der Beerdigung mehrerer Russen bei. Die Leichen unserer Soldaten hatte man bald nach der Schlacht in die Erde gebettet und die Verwundeten sorgsamer Pflege übergeben. Was Ärzte und Sanitätsmannschaften im Ertragen körperlicher Anstrengungen und im Erdulden tieftrauriger seelischer Eindrücke beim Anblick so herrlicher, in der Blüte des Lebens dahingerafften Jugend zu leisten haben, grenzt oft ans Übermenschliche.

Dieser Krieg hat neben vielen anderen auch ein Problem gelöst, das namhafte Taktiker seit Jahren beschäftigt hat. Die Erfolge im Ernstfalle haben bewiesen, daß man mit den Versuchen im Frieden auf diesem Gebiet den richtigen Weg eingeschlagen hatte: ich meine das Zusammenwirken der schweren Artillerie mit der Infanterie. Leider kann ich aus leicht erklärlichen Gründen diese Frage hier nur flüchtig berühren, aber gesagt darf werden, daß dem Ineinandergreifen beider Waffengattungen mancher Sieg zu verdanken ist.

Die Straße von Lodz nach Brzeziny, zu deren beiden Seiten unsere Artillerie in der Schlacht von Nowosolna Stellungen besetzt hatte, ist von etwa 250 m hinter unseren Batterien ab in Richtung auf Lodz in kaum zu schildernder Weise zerschossen, und nur in mäanderartigen Windungen konnte unser Auto um die Granatlöcher herumtanzen. Man muß alle



Digitized by Google

Hochachtung vor der Güte des Wagens und der Geschicklichkeit seines Führers haben.

Erblickt man die Verwüstungen, denen gerade bei Lodz in wochenlangem Hinundherwogen des Kampfes das Land ausgesetzt war, so muß man der Führung unserer Armee im Osten doppelt dankbar sein, daß sie es verstanden hat, die Schrecken des Krieges in Feindesland hineinzutragen und Deutschlands Gauen vor so viel Jammer und Elend zu bewahren.

## Soziales und Wirtschaftliches aus einer eroberten Stadt.

Lodz, 20. Dezember 1914.

Wenn man das schmutzstarrende Lodz sieht, sollte man nicht glauben, in einer Stadt zu weilen, die über 400000 Einwohner hat. Es mag ja gewiß mancherlei auf Rechnung der außergewöhnlichen Verhältnisse zu schieben sein, und die Kolonnen und Trains, die Tag und Nacht sich durch die Petrikauer Straße bewegen, haben sicherlich nicht zur Hebung der Sauberkeit beigetragen, noch dazu bei dem regnerischen Wetter. Aber auch zu Friedenszeiten kann es hier nicht viel besser aussehen. Nicht einmal Kanalisation hat die große Fabrikstadt. Ein entsetzlich holperiges, wohl niemals gereinigtes Pflaster, elende, niedrige Häuser, dazwischen hie und da ein protziges Gebäude modernster Art mit lächerlichem Talmiprunk, verhältnismäßig enge Straßen und in ihnen fast lauter polnische Juden von dem bekannten Typus, der wohl den Maler zu Studien reizen mag, aber auf andere Sterbliche in solchen Massen eher abstoßend wirkt. Was man ebenfalls für Kultur, für feineren Geschmack halten könnte, erweist



Digitized by Google

sich bei näherer Betrachtung als ein nur oberflächlicher Firnis, der den Mangel an wahrer Gediegenheit nur schlecht verbirgt.

Die Besetzung von Lodz durch die Deutschen ist bei allem Elend, das ihr zweifellos vorausging, ein Glück für die Stadt. Die Ortsbehörden arbeiten in Gemeinschaft mit der deutschen Kommandantur an der Hebung der wirtschaftlichen und sanitären Verhältnisse mit außerordentlichem Eifer, leider ohne das volle Verständnis und unbedingt erforderliche Entgegenkommen bei der stumpfsinnigen und gleichgültigen Bevölkerung zu finden. Die Militärbehörde sah sich zur Veröffentlichung folgender, für die Verhältnisse sehr charakteristischen Verfügung gezwungen: „Die im sanitären Interesse der Stadt unbedingt notwendige gründliche Reinigung von Straßen, Plätzen, öffentlichen Anlagen und Gebäuden geschieht noch immer nicht in der vorgeschriebenen Weise, weil die vom Bürgerkomitee dazu beorderten Leute sich nicht vollzählig einstellen, trotzdem sie einen angemessenen Tagelohn erhalten. Es scheint demnach, als ob die Not der Arbeitslosigkeit hier nicht so groß ist, wie sie den deutschen Behörden geschildert wurde, die danach ihre Maßnahmen treffen werden. Sollten weiter bezahlte Arbeitskräfte durch die Bürgermiliz in genügender Zahl nicht gestellt werden können, wird die deutsche Militärbehörde solche aus der großen Zahl der in den Straßen herumlungernden Arbeitslosen requirieren, denen Bezahlung nicht zuteil werden wird."

Begreiflicherweise macht sich der Mangel an verschiedenen Nahrungsmitteln sehr fühlbar, doch geschieht auch auf diesem Gebiete soziale Arbeit alles nur Denkbare, um diesem Übelstande abzuhelfen. So hat hinsichtlich der Zufuhr von Lebensmitteln das Zentralkomitee der Lodzer Bürgermiliz in diesen Tagen beschlossen, von jetzt an keine nach der Stadt gebrachten



Digitized by Google

Lebensmittel mehr zu konfiszieren und auch keine Taxe festzusetzen, um hierdurch den freien Handel nicht zu erschweren. Auf diese Weise dürfte die Teuerung etwas nachlassen. Tatsache ist, daß infolge der fortgesetzten Beschlagnahme von Lebensmitteln durch die Bürgermiliz viele Händler überhaupt nicht mehr gewagt hatten, Nahrungsmittel von außerhalb heranzuschaffen.

Die Preise für Mehl sind jetzt, wie die „Lodzer Zeitung" schreibt, normale und gutes Brot dürfte in genügender Menge bald vorhanden sein. Wiederholt mußten in der letzten Zeit Bäckermeister bestraft werden, weil sie mit Kleie gemischtes Brot in den Handel gebracht hatten. Für einen Korzec Kartoffeln werden bei den Bauern in der Umgegend schon 2 bis 3 Rubel bezahlt und an Zucker fehlt es täglich mehr infolge des Stillstandes der Fabriken. Die Teuerung benutzten dunkle Ehrenmänner, um einen Lebensmittelwucher von empörender Schamlosigkeit zu treiben. Nun haben deutsche Verwaltung und Bürgermiliz Maßnahmen ergriffen, den saubern Burschen ihr Handwerk zu legen.

Ein Bürgerkomitee zur Unterstützung der Notleidenden hat sich gebildet. In Schulen und Fabriken erhalten Kinder unentgeltlich warmes Mittagessen. Auch die Arbeiterküchen sind stark besucht und die Arbeiterverbände haben für ihre beschäftigungslosen, erkrankten Arbeiter, deren Zahl sehr groß ist, kostenlose ärztliche Hilfeleistung eingerichtet und in mehreren Apotheken eine Preisermäßigung für Medikamente erwirkt. Man sammelt überall Geld, aber fraglich ist, ob viel einkommt. Reiche Leute, die geben könnten, haben Lodz verlassen und werden wohl so bald nicht zurückkehren. Auch scheint es an einflußreichen und geeigneten Persönlichkeiten zu fehlen, die in großzügiger Weise eine Unterstützung der Bedürftigen zu organisieren imstande wären.



Digitized by Google

Gestohlen wird jetzt mehr denn je, und die hier erscheinenden deutschen Zeitungen sind voll von Nachrichten über Verhaftungen wegen allerhand Betrügereien.

Da ich gerade auf die Lodzer Zeitungen zu sprechen komme, so sei erwähnt, daß die hiesigen Blätter, wenigstens die deutschen, jammervoll redigiert sind — von Stilblüten ganz zu schweigen! So meldet z. B. das eine Blatt — noch dazu aus dem Großen Hauptquartier — daß an der „skandinavischen" Küste die Bewegungen unserer Truppen durch heftige Regengüsse sehr erschwert seien, und das andere bringt an der Spitze seiner Ausgabe vom 30. November die nicht mehr ganz neue Nachricht von der Zerstörung der belgischen Stadt Orchies!

Das Theaterbedürfnis der Lodzer befriedigt zurzeit das Thalia-Theater mit der alten, aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Räderschen Posse „Robert und Bertram," die hier „Wodewil" genannt wird und als deren Verfasser (!) ein Herr L. Anczyca zeichnet.

Stark gebricht es überall an Kohlen und Öl. Da im Laufe der letzten Tage große Vorräte Raps nach Lodz gebracht worden sind, haben die hiesigen Ölmühlen ihre Arbeit für einige Zeit wiederum aufgenommen, der Kohlenmangel jedoch wird nicht so bald behoben sein. Das Savoy-Hotel, in dem ich untergebracht bin, hat seine Dampfheizung eingestellt, und so sitze ich denn Mitte Dezember in einem eiskalten Zimmer, eingehüllt in Mäntel und Decken. Schade, daß man beim Schreiben die Hände nicht auch einwickeln kann! Die Finger sind erstarrt und können die Feder kaum noch halten. So will ich denn lieber für heute schließen.

* * *



Digitized by Google

Die nächste Zeit galt einem blutigen Ringen um die Bzura- und Rawka-Abschnitte. Der Rückzug der Russen hinter die Miazga aber hat das deutsche Vorwärtsdringen nicht zum Halten gebracht. Am 17. Dezember konnte die Oberste Heeresleitung melden: „Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen, die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit westpreußischer und hessischer Regimenter die Entscheidung, die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen."

Der Kaiser telegraphierte der Großherzogin Luise von Baden:

„Hindenburg meldet soeben, daß die russische Armee nach erbitterten Kämpfen vor unserer Front im Zurückgehen ist und von uns auf der ganzen Linie verfolgt wird. Wie sichtbar hat der Herr unsern heldenhaften Truppen beigestanden! Ihm allein sei die Ehre!"

Täglich machten wir Fortschritte, wenn auch bei dem schwierigen Gelände und der trüben Witterung, die die Wirkungsmöglichkeit der Artillerie sehr beeinträchtigte, langsam. Der Infanterie blieb die Hauptarbeit vorbehalten und an vielen Stellen kam es zu heftigen Bajonettangriffen. Auch die Stadt Lowicz, den wichtigen Knotenpunkt von vier Eisenbahnlinien und fünf Hauptstraßen, hatten die Russen räumen müssen. Am zweiten Weihnachtstage begab ich mich dorthin.



Digitized by Google

# In Lowicz.

Lowicz, 27. Dezember 1914.

Der Kriegsmaler, der in dem öden, jeden landschaftlichen Reizes baren Russisch-Polen in den Tagen um Weihnachten und Neujahr nach Motiven und poesievollem Stimmungsgehalt suchte, wird nicht mit reicher Beute heimgekehrt sein. Es fehlt der sonnenbestrahlte, unter dem Fuß des Wanderers knirschende Schnee. Hier regnet es unaufhörlich, Tag und Nacht. Ein grauer Nebel liegt über dem trostlosen Lande, so daß man glaubt, es habe nie das Lächeln der Sonne erlebt. Ein kalter Wind durchschauert die Glieder und weht klagend um zerschossene Kirchen und die rauchgeschwärzten Trümmer elender Bauernhütten. In den engen, holperigen und schmutzstarrenden Gassen der kleineren, zum Teil vom Feuer der Geschütze verschont gebliebenen Städte herrscht das bunte Treiben kriegerischen Lebens hinter der Front mit seinem vielleicht wirr erscheinenden und doch wohlgeordneten Durcheinander von Truppen und Gespannen. Unabsehbare Kolonnen schlängeln sich, oft zu zeitraubendem Halten gezwungen, auf ausgefahrenen, zerschossenen, mit braungrauem Schlamm überschwemmten Wegen dahin, die den Namen „Straßen" wirklich nicht verdienen.

Sollte es nur die berüchtigte „polnische Wirtschaft" sein, die das Land hier so verkommen ließ und nichts tat, um durch Schaffung besserer Verbindungen nach Deutschland ihm die Möglichkeit kultureller Hebung zu geben? Ich glaube das nicht. Man mag im Reiche des Zaren an einen Krieg mit Deutschland unter dem Einfluß anderer Sorgen und Hoffnungen vielleicht vorübergehend nicht gedacht haben, erloschen war der Gedanke nie, und gewisse Kreise sorgten dafür, daß



Digitized by Google

der glimmende Funke immer aufs neue angefacht wurde. Die ruſſiſche Kriegspartei kann die Schwierigkeiten der Organiſation eines modernen Krieges, die Hinderniſſe, die ſich der Einberufung der Reſerviſten und Landwehrleute gerade in den ungeheuren Steppengebieten Rußlands entgegenſtellen mußten, nicht verkannt haben. So ſah man wohl im ſchlechten Zuſtand der Straßen und der geringen Leiſtungsfähigkeit der Eiſenbahnen in Ruſſiſch-Polen eine Art von Schutzwall, der eine deutſche Invaſion zwar nicht verhindern, wohl aber verlangſamen konnte, und ließ daher alles in dem alten Schlendrian verbummeln. Zeit gewonnen, viel gewonnen! Das Sprichwort gilt für militäriſche Operationen ganz beſonders.

Die Orte, die wir am regneriſchen zweiten Weihnachtsfeiertag im Auto durcheilten, um hierher nach Lowicz zu gelangen, vor allem Strykow und Glowno, zeigten das leider ſchon gewohnte Bild furchtbarer Zerſtörung. Hier hatte ſchwere Artillerie mit bewährter Sicherheit verheerend gewirkt. Intereſſant war beſonders die Spur eines Treffers auf dem ſtattlichen Turm einer Kirche in Strykow. Ein ruſſiſcher Beobachtungspoſten hatte auf ihm geſtanden, aber ein wohlgezielter Schuß traf die Galerie dicht unter der Turmkuppel und vernichtete die Beobachtungsſtation. Sonſt hat die Kirche merkwürdigerweiſe nur ſehr wenig gelitten. Zwiſchen zuſammengeſchoſſenen Häuſern, von denen meiſtens nur noch Öfen oder Kamine ſtanden, war hier und da eine ſtrohbedeckte Hütte durch ein gütiges Geſchick vor dem Schlimmſten bewahrt geblieben, und die frierenden und hungernden Bauern, deren Heimſtätten ein Opfer der Flammen geworden waren, blickten neidvoll auf den Rauch, der aus dem Schornſtein ihres glücklicheren Nachbarn ſtieg.



Digitized by Google

Lowicz, an der Eisenbahn nach Warschau gelegen, ist selbstverständlich Etappenort. Die verantwortungsvolle Arbeit des Bahnhofskommandanten lastet auf den Schultern eines bekannten Berliner Herrn, des Geheimen Regierungsrats Winter von der Intendanz der königlichen Schauspiele. Überaus lebhaft geht es in dem kleinen Städtchen zu, dessen Einwohner — fast ausschließlich Juden — den deutschen Truppen freundlich entgegenkommen, was sie aber nicht hindert, recht erhebliche Preise zu fordern, wenn die Soldaten ihre kleinen, schmutzigen Kramläden betreten. Weitaus die meisten Lowiczer verstehen Deutsch und sprechen es so weit, daß sie sich mit uns verständlich machen können. In das grauschmutzige Bild des Straßenlebens bringen die kurzen, bunten Röcke der Bäuerinnen freundlich helle Lichter. Man kann sich kaum eine krassere Zusammenstellung von Farben denken. Und doch ist sie nicht einmal geschmacklos zu nennen. Das Auge schwelgt geradezu in freudiger Buntheit. Auf strahlend gelbem Grunde, der etwas ins Rötliche hinüberspielt, breite, tiefgrüne oder dunkelrote Streifen! Aus ganz ähnlichem Stoff sind die Hosen der Männer gemacht.

Die Straße, in der ich gemeinsam mit einem Kollegen ein kleines, ärmliches Zimmer bewohne, nachdem wir vorher ganze Eimer voll Schmutz entfernt und die zerschossenen Fensterscheiben auf unsere Kosten durch neue hatten ersetzen lassen, heißt Zdunska. Die Kommandantur hat sie „Hindenburgstraße" getauft, wie überhaupt den Straßen und Plätzen deutsche Namen gegeben wurden, die sich merkwürdigerweise unter den Einwohnern des Städtchens schnell eingebürgert haben. Ganz in der Nähe, am Marktplatz, steht eine große Kirche mit zwei stolzen Türmen. Aber nicht Gottes Wort wird jetzt in ihr verkündigt. Über tausend russische Gefangene



Digitized by Google

sind darin untergebracht. Bewacht von graubärtigen deutschen Landwehrmännern liegen sie auf dem Boden herum, wenn sie nicht gerade im Arbeitsdienst Verwendung finden. Gestern früh betrat ich das Gotteshaus. Ein junger Unteroffizier, von Beruf Lehrer in einem thüringischen Dorfe, spielte die Orgel, und mächtig brausten die vollen Akkorde durch die Halle. Es war des Jahres letzter Tag! Was für Gedanken und Hoffnungen mich bewegten, brauche ich wohl nicht zu sagen. Stumpfsinnig und teilnahmslos starrten die Russen ins Leere, als ob ihnen jedes Verständnis für das Leben um sie herum fehlte.

## Die Wacht an der Weichsel.

Lowicz, 1. Januar 1915.

Mit Liebesgabentransporten hatten wir — eine unverhoffte Freude! — aus Gnesen vortreffliches Bier und Berliner Pfannkuchen erhalten, und mit diesen Göttergenüssen hatten wir in der schmierigen, nur notdürftig von einer qualmenden Petroleumlampe erleuchteten Bude, der man den schönklingenden Namen eines „Offizierkasinos" verliehen hat, den Anbruch des neuen Jahres so gut gefeiert, wie es eben ging, wenn auch die echte Silvesterstimmung nicht aufkommen wollte.

Als ich bald nach Mitternacht aufbrach, sah ich in dem sonst tiefdunklen, winkligen Hofe der elenden Schenke weit über hundert Mann aller Waffengattungen und Altersklassen um einige junge Offiziere und Ärzte geschart. Zwei graubärtige Landsturmleute standen auf Fässern und erhellten den Hof mit lodernden Pechfackeln. Und durch die kalte und sternklare



Digitized by Google

Nacht erklang aus frischen Kehlen das hohe Lied von der „Wacht am Rhein", und diejenigen, die es sangen, halten mit Leib und Leben Wacht an der Weichsel und der heißumstrittenen Rawka. Der Sang griff einem mächtig ans Herz. Das war keine erkünstelte Stimmung, wie sie die Neujahrsnacht erzeugen kann. Es war der Ausdruck tiefinnerlichen Empfindens und opferfreudiger Liebe zur Heimat. Aber der weihevolle Moment klang noch feierlicher aus. Ein junger Arzt widmete den toten Helden in Polens blutgetränkter Erde tiefernste Worte treuen, kameradschaftlichen Gedenkens. Wir alle entblößten die Häupter, und wie Orgelton erscholl das „Niederländische Dankgebet" durch das Schweigen der Winternacht. In tiefer Ergriffenheit und ohne ein lautes Wort trennten sich die Sänger, deren Lieder den Hof eines polnischen Wirtshauses zu einer Stätte der Andacht veredelt hatten.

* * *

Ein paar Tage darauf, als wieder einmal gegen tausend russische Gefangene in Lowicz eingebracht worden waren, fiel mir diese Silvesterfeier deutscher Soldaten ein, und ich ging zu den Russen, meist Überläufern, um mich ein wenig mit ihnen zu unterhalten. Absichtlich suchte ich mir diesmal nicht deutschsprechende Mannschaften polnischer Herkunft aus, sondern sprach unter Beistand eines zuverlässigen Dolmetschers mit Leuten, die weit drinnen in Rußlands endlosen Steppen zur Welt gekommen waren. Ich hatte nicht das Gefühl, als ob die Leute mir gegenüber aus ihrer wahren Gesinnung ein Hehl machten, und bewunderte die grenzenlose Gleichgültigkeit, mit der sie auf das Schicksal ihres Vaterlandes und auf ihr eigenes Los blickten. Einer sagte allerdings, die Russen



Digitized by Google

würden anfangs Januar aus Warschau hervorbrechen und siegreich „bis zur großen Stadt" marschieren. (Damit meinte er Lodz.) Aus seinem Lächeln aber konnte ich schließen, wie wenig er selbst an eine solche Wendung der Verhältnisse glaubte. Andere Gefangene blickten gleichfalls mehr oder weniger vertrauensvoll der Zukunft entgegen. Es schien mir, als ob sie ohne jede Überlegung nachschwätzten, was man bei uns „Kolonnennachrichten" getauft hat — unbegründete Vermutungen, die, vielleicht einem phantasievollen Kopf am Ende einer langen Kolonne entsprungen, sich zur unumstößlichen Wahrheit verdichtet haben, wenn sie bis zum vordersten Fahrzeug durchgedrungen sind.

Die Äußerungen von zwei Gefangenen erschienen mir besonders charakteristisch: der eine sagte, er habe sich nachts heimlich von seiner Patrouille entfernt und sei zu den „guten Feinden" übergelaufen, weil er gewußt hätte, daß es ihm dort besser ergehen würde wie bei seinen eigenen Landsleuten; der andere meinte, die russischen Soldaten wären des Krieges überdrüssig; bis zum russischen Neujahr wollten sie noch „mitmachen", dann aber würden sie scharenweise zu den Deutschen kommen. Ob der Mann gelogen oder zum mindesten stark übertrieben hat, wird sich ja bald feststellen lassen. Daß aber ein solches Wort dem Munde eines Russen überhaupt entschlüpfen kann, ist bezeichnend für den Geist, der ohne Zweifel nach all den Niederlagen jetzt einen erheblichen Teil des russischen Heeres beherrscht.

Kein früherer Feldzug hat so wie dieser Weltkrieg bewiesen, daß nicht strategische und taktische Schulung der Führer allein den Erfolg gewährleistet. Ausschlaggebend ist letzten Endes doch der Geist in der kämpfenden Truppe, die Energie des Mannes, alle Entbehrungen und Anstrengungen opferfreu-



Digitized by Google

dig zu ertragen, und der Mut, zu sterben, wenn es sein muß. Ich habe mich oft mit Unteroffizieren und vor allem mit Mannschaften jeder Altersklasse unterhalten, vom jüngsten, kaum achtzehnjährigen Kriegsfreiwilligen bis zum ergrauten Landsturmmann. Überall fand ich das gleiche, tiefe Verständnis für die Notwendigkeit, diesen uns aufgedrungenen Krieg siegreich zu Ende zu führen, koste es, was es wolle. Nicht eine schnell entflammte Hurrabegeisterung, die von Sieg und Lorbeer träumt, hat unsere Leute erfaßt, sondern das Gefühl für den heiligen Ernst der großen Aufgabe. Dies tut sich in zahllosen kleinen Zügen jeden Tag kund, und man kann nur wünschen, daß diese oft ergreifenden Beweise stillen Heldentums der Nachwelt zum ewigen Gedächtnis erhalten bleiben möchten. „Jeder meiner Leute verdient das Eiserne Kreuz", sagte mir der Führer einer Infanteriekompagnie, die über vierzigmal bereits im Feuer war, und ein Schwadronschef, der die Schlacht bei Tannenberg miterlebte, tat den mir unvergeßlichen Ausspruch: „Seit ich meine braven Kerls vor dem Feinde gesehen habe, denke ich ganz anders über die Menschen als bisher."

Hier in Polen — das geben alle zu, die auf beiden Fronten gefochten haben — sind die Anforderungen, die an den Mann gestellt werden, oftmals weit schlimmer als im Westen. Da sind zunächst die schlechten, bei regnerischem Wetter meist grundlosen Wege. Und was für eine Unterkunft erwartet den Offizier wie seine Untergebenen nach mühseligem Marsche? Ein jämmerliches Bauernhaus, schmutzig und eng, wenn sie nicht überhaupt in kalter, zugiger Scheune einen nur notdürftigen Schutz gegen Schnee und Regen finden. Auf kleinem Raum zusammengedrängt, liegen die Leute da; die Ruhe wird oft gestört, und an ein Auskleiden ist natürlich nicht zu



Digitized by Google

denken. Froh ist man schon, wenn es Wasser zum Waschen gibt. Trinkbar ist diese braune, schlammige Brühe überhaupt nicht, und klares Wasser ist hierzulande eine Seltenheit!

Nach kurzer Rast geht es dann auf Tage, mitunter auf Wochen in den Schützengraben. Mag auch der gute Wille, sich in das Unvermeidliche zu fügen, mögen Jugendfrische und Humor das Leben dort in der Erde nach Möglichkeit verschönen, auf die Dauer muß es die Nerven zerrütten. Das geht aus den zahlreichen Feldpostbriefen hervor, die in den Zeitungen zur Kenntnis weiterer Kreise gelangen. Unsere vortrefflichen Feldküchen, denen nicht zuletzt der vorzügliche Gesundheitszustand unserer Mannschaften zu danken ist, können oft nicht bis in die Nähe der Schützengräben gelangen, und der Mann muß dann äußerst sparsam mit seinem kleinen Proviant umgehen. Ein Gefreiter erzählte mir, seine Kompagnie habe drei Tage lang im Schützengraben fast nichts zu essen gehabt. Sobald ein Mann den Versuch gemacht hätte, herauszukriechen, hätten die Russen heftig gefeuert und meistens auch getroffen. Als am Nachmittage des dritten Tages der Hunger sich doch zu sehr fühlbar machte und bei den Russen Ruhe zu herrschen schien, habe der Hauptmann gefragt, wer freiwillig sich zum Heranholen der „Gulaschkanone" bereit erkläre. Da sei er vorgetreten, habe auf dem Bauche rückwärts kriechend die Kochstelle erreicht und mit zwei anderen Leuten zusammen einen Kessel voll Erbsensuppe unter großen Schwierigkeiten herangeschafft. Unterwegs habe er einen Schuß durch den linken Oberschenkel erhalten, aber trotzdem seinen Auftrag ausgeführt.

Ich erwähnte vorhin die Schwierigkeit des Waschens. Ein Unteroffizier ist mir bekannt, der nach viertägigem Aufenthalt in einem lehmigen Schützengraben seine Korporalschaft



Digitized by Google

fünf Kilometer weit führte, damit sie sich wieder einmal waschen konnte. In einem einsamen Bauerngehöft hatte ein findiger Mann sauberes Wasser entdeckt, und wie neugeboren kamen die Leute sich nach dieser gründlichen Reinigung vor. Daß man etwas so Selbstverständliches wie das Waschen und Essen schon als eine seltene Wohltat empfindet, kennzeichnet wohl am besten die wenig beneidenswerte Lage unserer Feldgrauen.

Was geschieht in der Heimat nicht alles, um ihr Los zu erleichtern! Große Liebesgabentransporte gehen ab, gelangen aber selten bis zu den vordersten Linien, wo sie am meisten erwünscht wären. Nachrichten von Hause bleiben aus. Keine Zeitung bringt Kunde von den Vorgängen auf andern Schlachtfeldern. Dabei dies fortwährende Schweben in Gefahr! Wenn solchen nervenerschütternden Einflüssen und Eindrücken unsere Mannschaften nicht erliegen, so ist das ein Zeichen für die urgesunde Kraft, die im deutschen Volke lebt.

Und der Soldatenhumor! Auch unter den schwierigsten Verhältnissen versagt er nicht, und staunenswert ist oft die Energie, mit der Schwerverwundete noch zu Scherzen aufgelegt sind. Auch das Singen haben unsere Leute ebensowenig verlernt wie das Lachen. Über manche trübe Stimmung mag ihnen schon das deutsche Lied hinweggeholfen haben. Wenn sie durch die Gassen von Lowicz ziehen, dem Feind an der Rawka entgegen, erschallt aus den jugendfrohen Kehlen:

„Die Vöglein im Walde,
Die singen so schön!
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!"

Mögen sie die heimatliche Erde wiedersehen, diese prächtigen Menschen! Und das recht bald!



Digitized by Google

# An der Front in Polen.

An der Rawka, 3. Januar.

Das war gestern der erste schöne Wintertag. Leichter Frost und ein wenig Schnee bei klarer Luft, die einen weiten Ausblick gestattete. Wir fuhren auf hart gefrorener Straße, die von russischen Gefangenen gegenwärtig in besseren Stand gesetzt wird, mit Automobilen nach dem Rawka-Abschnitt des südpolnischen Schlachtfeldes, um den noch immer heiß gestritten wird, wenn auch die Russen, nach schweren Kämpfen um mehrere Brücken, bereits hinter diesen Fluß zurückweichen mußten.

Vom Chef des Generalstabs eines der dort im Gefecht stehenden Armeekorps wurde uns in sehr entgegenkommender Weise die ganze Gefechtslage erläutert, die ich aber zu meinem Bedauern aus bekannten Gründen hier nicht schildern darf. Nur gesagt soll werden, daß sie für unsere Truppen durchaus günstig ist und daß unser Vorwärtsarbeiten in der Nacht vom 2. zum 3. Januar durch die Einnahme einer stark befestigten Feldstellung der Russen zwischen Rawka und Sucha einen bedeutenden Erfolg erzielte, durch den unbedingt eine weitere Offensive unserer Armee an dieser Stelle gewährleistet wird. Über tausend Gefangene wurden dabei gemacht.

Das ganze Gelände in dieser Gegend, bis Warschau hin, bietet der russischen Kampfart viele Vorteile. Es ist von zahlreichen, von Süden nach Norden laufenden Flüssen durchschnitten. Nach der schon erwähnten Sucha dürfte der Übergang über die Pisia mit der Wierbienka und ihren anderen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Nebenflüssen nicht so ohne weiteres zu erzwingen sein und in der Mrowa, die südlich von Blonie in die Rokitnica sich ergießt, hat unsere Führung



Digitized by Google

mit einem recht erheblichen Hindernis zu rechnen. Da zurzeit Deutsche und Russen — wenigstens in der Gegend östlich von Lowicz — sich in fast parallel laufenden Fronten gegenüberliegen und die Wasseradern zwischen den feindlichen Stellungen in der ungefähren Richtung von Süden nach Norden hindurchlaufen, so muß, der bekannten Taktik der Russen entsprechend, die sich auf ihrer Rückwärtsbewegung immer wieder festsetzen und eingraben, eine Stellung nach der anderen genommen werden — und das kostet Zeit.

Auf der Fahrt zur kämpfenden Front sahen wir zahlreiche Kolonnen in mustergültiger Ordnung sich bewegen oder an gedeckten Stellen rasten. Spuren von Biwaks sind bemerkbar, da eine Unterbringung größerer Truppenabteilungen in gedeckten Räumen hier nicht möglich ist. Ein stattliches Schloß mit prächtigem Park taucht auf, eine Besitzung des Fürsten Radziwill, die augenblicklich einem höheren Stabe als sehr willkommene Unterkunft dient. Der dort mit der Sorge für die Verpflegung betraute Offizier hat einen guten Fund getan. Er entdeckte ein eingemauertes, großes Lager herrlichen Rotweins, über dessen nunmehrige Verwendung man wohl nicht im unklaren sein wird. Geschützdonner ertönt in der Ferne. Ein kurzer Halt. Nun biegen wir auf ausgefahrenem Feldweg von der Hauptstraße ab und sind nach ein paar hundert Metern vor dem Quartier eines kommandierenden Generals.

Ein Feldzug legt jedem Teilnehmer Entbehrungen auf, in die er sich zu schicken hat; aber es ist immerhin etwas anderes, ob ein mehr als bescheidener Raum dem jungen, von Hause aus nicht an besseres Leben gewöhnten Soldaten nur zu vorübergehender Unterkunft dient oder ob ältere Offiziere in verantwortungsvollen Stellungen dort Tage, vielleicht Wochen lang wohnen und angestrengt geistig arbeiten müssen. Die



Digitized by Google

Anspruchslosigkeit der Herren, die wir besuchten, hat ohne Zweifel etwas Rührendes an sich, und zu bewundern ist, daß Arbeitskraft und gute Laune unter der Ungunst äußerer Verhältnisse nicht gelitten haben.

Eine niedrige, strohbedachte Hütte mit vier kleinen Räumen! In dem einen wohnt der Kommandierende General selbst; der zweite dient dem Chef des Generalstabes als Schlaf- und Arbeitszimmer. Dort finden auch die Vorträge und Besprechungen statt. Diese beiden Herren verfügen wenigstens über Betten. Im dritten Raum aber schliefen fünf Offiziere des Stabes, darunter ein deutscher Fürst, auf Stroh, und tagsüber arbeiten darin noch der zweite und dritte Generalstabsoffizier! Im vierten Zimmer, das man wohl besser als „Winkel" bezeichnet, liegt die Telephonstelle, welche die schnellste Verbindung mit anderen Behörden oder Kommandostellen, sowie mit allen unterstellten Truppenteilen ermöglicht. Im Stall hinter dem Hause hatte anfänglich eine Kuh gestanden, die den Stab reichlich mit Milch versorgte. Eines Nachts war sie spurlos verschwunden; ebenso die Bretter, aus denen dicht neben dem Stall eine kunstgerechte Hand jenen Ort gezimmert hatte, dessen Existenz in jedem anständigen Hause ein offenkundiges Geheimnis ist und den die bilderreiche Sprache der Araber so überaus sinnig den „Ort der Erholung" nennt. In dem massiven Stallgebäude, wo die Pferde untergebracht sind, wurde am heiligen Abend ein Weihnachtsgottesdienst bei strahlendem Tannenbaum abgehalten.

Daß dieses ärmliche Bauernhaus zum Stabsquartier wurde, hat seinen Grund in der Lage fast mitten hinter der Front des kämpfenden Armeekorps und der ihm zugeteilten Truppen. Vor der Tür der Hütte gab uns, wie schon bemerkt, der Chef des Generalstabes sehr dankenswerte Auf-



Digitized by Google

klärungen. Im mittäglichen Sonnenschein glitzerten die bereiften Wiesen, und ein blauer Himmel wölbte sich über ein Land, das man im tiefsten Frieden hätte glauben können, wenn nicht mit kurzen Zwischenpausen der Donner der Geschütze ertönt wäre und wir nicht deutlich einige tausend Meter vor uns das Aufschlagen feindlicher Granaten und das Platzen kleiner Schrapnellwölkchen in der klaren Winterluft beobachtet hätten. Sonst nichts zu sehen. Keine Truppenbewegungen. Kein Hin- und Hersprengen von Offizieren und Ordonnanzen. Was wir erblickten — oder eigentlich nicht erblickten — war das typische Bild des modernen Stellungskrieges. Die Infanterie gräbt sich maulwurfartig ein. Die so gedeckt wie möglich stehenden schweren Batterien und vorwärts derselben die Feldartillerie suchen durch ihr Feuer die feindlichen Stellungen bei Tage zu erschüttern und dem für die Nacht geplanten Angriff der Infanterie die Arbeit zu erleichtern. Schwer genug ist sie immer noch!

Die Silhouette eines Fesselballons hob sich scharf von dem fast wolkenlosen Himmel ab und ein deutscher Flieger kreiste hoch in der Luft und korrigierte das Feuer unserer Artillerie durch bunte Raketensignale. Bald standen wir in unmittelbarer Nähe der österreichischen Mörser-Batterien. Der Luftdruck beim Abschießen war so gewaltig, daß man selbst in angemessener Entfernung noch ein Zittern im ganzen Körper spürte und die dicken Glasscheiben unseres hundert Meter abseits der Geschütze stehenden Autos in zahllose Splitter zersprangen. Wenn das Geschoß das verderbenspeiende Rohr verläßt, ertönt ein Brausen, dann ein Zischen und Zwitschern, ferner und immer ferner, als wenn eine „Lerche an ihren bunten Liedern singend in die Luft klettert". Waldstücke, in denen die Russen sich stark verschanzt hatten,



Digitized by Google

waren das Ziel der „Couſinen der dicken Berta", wie der unverſiegbare Humor der Mannſchaften dieſe ſchweren Geſchütze getauft hat.

Die Ruſſen graben auch ihre Batterien mit großem Geſchick tief in die Erde ein, überdecken ſie möglichſt ſchußſicher und entziehen ihre Standorte durch daraufgelegtes Strauchwerk den Blicken ſpähender Flieger. Weiter vorwärts legen ſie, um die Täuſchung tunlichſt vollkommen zu machen, Scheinbatterien an. Derartige Defenſivmaßregeln, die auf die Abſicht langen Ausharrens in der einmal beſetzten Stellung hindeuten, ſind, wie ſchon geſagt, charakteriſtiſch für die ruſſiſche Kampfesart. Wenn es gelänge, dieſes Gemiſch von turkeſtaniſchen, ſibiriſchen, kaukaſiſchen und ſonſtigen Truppen des Zaren, die uns hier gegenüberliegen, einmal in freier Feldſchlacht zu ſtellen, würden ſie der Gewalt der deutſchen Offenſive ſehr bald erliegen, und der Krieg wäre früher beendet. So geht es langſam voran und Geduld iſt notwendig.

## Bei den Fliegern in Polen.

### Vor der Abfahrt.

Lowicz, am ruſſiſchen Weihnachtsfeſt.

Bekanntlich wird nach der ruſſiſchen Zeitrechnung Weihnachten 13 Tage ſpäter als bei uns gefeiert, wenn man hierzulande überhaupt von „feiern" reden kann. Ich habe jedenfalls nichts davon gemerkt. Uns Deutſchen aber, die wir in „Väterchens" Reich nur ungebetene Gäſte ſind, hatte das ruſſiſche Chriſtkind recht viel beſchert. Als wir heute, an einem milden, leider etwas nebeligen Morgen, den Marktplatz unſeres



Digitized by Google

Städtchens betraten, sahen wir eine stattliche Anzahl über Nacht eingebrachter Gefangener. Ein aus dem Hannoverschen gebürtiger Ulan versicherte mir lächelnd, daß „bald noch mehr nachkommen würden". Möge er recht behalten! Fürs erste genügte ja, was im Laufe der letzten Nacht und der frühen Morgenstunden freiwillig oder unfreiwillig sich bei uns eingefunden hatte: 1500, später 1200 und schließlich 200 Russen hatten die Zahl derer vermehrt, die in Zossen, Döberitz und anderen Orten dem anstrengenden und entbehrungsreichen Leben in den kotigen Schützengräben die Muße der Gefangenschaft vorziehen und froh sind, nicht mehr hungern und frieren zu müssen. Nur 20 Leichtverwundete waren darunter. Was aber kann den moralischen Wert einer Truppe deutlicher kennzeichnen, als die Zahl der Unverwundeten, die aus ihren Reihen in die Hände des Feindes fallen?

Unter den bisher gefangen genommenen Russen sind, besonders hier vor Warschau, weit mehr Überläufer als Mannschaften, denen bei Erstürmung einer Stellung durch unsere Truppen ein Entweichen nicht mehr möglich war. Unter den gestern Ergriffenen befanden sich auch zwei Offiziere, imponierende Erscheinungen, die recht erstaunt auf die Ordnung zu blicken schienen, die um sie herum herrschte, und auffallend viel Sibirier mit den charakteristischen hellgrauen Pelzmützen. Ein gut Deutsch sprechender, aus Polen gebürtiger Mann erzählte mir, er sei erst vor fünf Tagen mit seinem Truppenteil aus Sibirien bei Warschau angekommen und — sofort ausgerissen. Er habe keine Lust, als Soldat in den Kampf zu ziehen. Und wie er, so denken viele Russen — anfänglich wohl nicht, allmählich aber scheint sich eine große Kriegsmüdigkeit ihrer bemächtigt zu haben. Auch mangelt es am Nötigsten bei den Truppen, an Nahrung und Munition. Die



Digitized by Google

von der Rawka uns gegenüberstehende Artillerie soll, wie ein Gefangener allen Ernstes versicherte, täglich nur noch 15 Schuß zur Verfügung haben. Auch von anderer Seite hörte ich Ähnliches, und die oft sehr ausgedehnten Feuerpausen der Geschütze während des Kampfes bestätigen sicherlich diese für uns recht erfreuliche Nachricht.

Die Gefangenen sollten in zwei Tagemärschen von 25 und 18 Kilometern nach Kutno gebracht werden, von wo aus ihre Weiterbeförderung mit der Bahn erfolgt. Wie verhungert und verdurstet die Leute waren, sah man daraus, daß sie an verdorrten und halb verschimmelten Brotrinden nagten und sich trotz der winterlichen Temperatur gierig auf kaltes Wasser stürzten, das ein Trainsoldat für sein Pferd geholt hatte. Am Boden kniend tranken sie direkt aus dem Eimer. Die Bekleidung der Russen ist unschön, aber praktisch in der Farbe und haltbar im Stoff. Die langen Mäntel heben sich vom Erdboden noch weniger ab, als die Uniform unserer Feldgrauen, und sind von festem Gewebe. Man sieht, besonders bei den Kolonnen, oft deutsche Soldaten in russischen Mänteln. Auch an Schuhwerk scheint bei unserem Gegner im Osten kein Mangel zu herrschen.

Aus der Gegend von Sochaczew kamen die Gefangenen, von denen ich spreche. Dort hatte nachts südlich der Stadt um eine Stellung bei Zakrzew ein heftiger Kampf stattgefunden. Der Übergang über die Pisia, die sich an dieser Stelle in die Bzura ergießt, wurde von unseren Truppen genommen.

## Vom Fliegen und den Fliegern.

In Automobilen, mit denen uns eine in der Nähe untergebrachte Fliegerabteilung in überaus liebenswürdiger Weise



Digitized by Google

abholen ließ, fuhren wir hinaus zum Flugplatz, wo in wasserdichten, sehr geräumigen Zelten die „Rumpler-Tauben" untergebracht sind und sorgsam behütet werden. Wer hätte vor ein paar Jahren, als wir mit Flugzeugen schüchterne Versuche anfingen, die bald von den Franzosen überholt wurden, geglaubt, wie schnell diese jüngste unter den technischen Waffen der Vollendung entgegenreifen und wie bald sie ihren taktischen Wert auf dem Schlachtfelde beweisen sollte?

Im Frühjahr des verflossenen Jahres, als noch niemand an einen Weltkrieg dachte, saß ich im fernen Süden unter Ägyptens sengender Sonne mit einem zur Genesung von schwerer Krankheit dort weilenden schwedischen Offizier zusammen. Wir sprachen vom Geiste im deutschen Heere, das der Nordländer genau kannte. Da sagte er mit schlichtem Ernst, aus dem volle Überzeugung sprach: „Eure Offiziere sind zu schade für den Frieden. Die gehören in den Krieg." An dieses Wort mußte ich heute denken, als ich die Fliegeroffiziere sah, frisch, trotz ihrer nervenangreifenden Tätigkeit, körperlich äußerst gewandt, begabt mit klarem Blick und der Fähigkeit schnellen Erfassens einer taktischen Lage bei Freund und Feind, begeistert für ihre verantwortungsvolle Aufgabe, unerschrocken, obwohl stets von Gefahren bedroht, beseelt von jenem Ehrgeiz, der nicht voll Neid auf die Erfolge anderer schielt, aber selbst das Höchste und Beste leisten möchte.

Jeden Abend, oft recht spät erst, erfährt der Führer der Fliegerabteilung, ob sich die Stellungen der kämpfenden Truppen verschoben haben, sowie die Absichten der Führung für den nächsten Tag. Auf Grund dieser Nachrichten erteilt er dann den Flugzeugführern und Beobachtern die Aufträge. Besondere Wünsche der Truppenführer werden natürlich dabei sehr berücksichtigt. Zumeist handelt es sich wohl darum,



Digitized by Google

die sehr geschickt eingedeckten Artilleriestellungen des Feindes zu erkunden oder die Treffwirkung unserer Batterien im Ziel zu beobachten. Signale, mit Leuchtpistolen abgegeben, deren Bedeutung natürlich streng geheimgehalten wird, künden an, ob die Schüsse im Ziel sitzen oder nicht, und wie unsere Feuerwirkung zu verbessern ist. Häufig auch wagen sich die Flieger sehr weit nach vorn, um die Versammlung des Feindes oder Anmarsch und Aufstellung von Reserven in Erfahrung zu bringen. Schon mancher Offizier ist für eine so heldenmütige Erkundung, die oft ausschlaggebend für die Operationen vieler Tage war, ehrenvoll ausgezeichnet worden. Auch bei der Abteilung, die wir besuchten, schmückte mehrere Offiziere das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Man zeigte uns die gefürchteten Fliegerbomben und erklärte uns ihre Wirkung. Die spitzen Eisenpfeile der Franzosen haben wir nachgeahmt. Was nützt die sittliche Entrüstung über solche Waffen? Unsere Feinde werden wir dadurch sicherlich nicht bekehren. Unsere Fliegerpfeile tragen auf einer Seite die Inschrift: „Invention française" und auf der anderen „Fabrication allemande".

Wie liebenswürdig unsere Flieger auch Feinden gegenüber sein können, beweist folgende kleine Geschichte: Ein russischer Major vom Infanterieregiment Nr. 159 war in den Kämpfen an der Rawka, nicht allzuweit von hier, gefangen genommen worden und mit ihm ein zarter, hübscher, noch sehr junger Soldat, der sich bald — als seine sechzehnjährige Tochter entpuppte. Beide wurden mit aller nur möglichen Schonung behandelt und schrieben auf Veranlassung der Offiziere eines höheren Stabes zwei Briefe: einen an die Gattin und Mutter, um sie über das Schicksal ihrer Lieben zu beruhigen, und einen an das Regiment Nr. 159 mit der Bitte, den ersten Brief an



Digitized by Google

seinen Bestimmungsort zu befördern. Tags darauf schraubte sich einer unserer Fliegeroffiziere empor in die Luft und warf die Briefe über der russischen Stellung ab.

Wo sind nun aber die russischen Flieger? Von ihren Riesenapparaten machte man eine Zeitlang viel Aufhebens. Sie versagten vollkommen, und man hört nichts mehr von ihnen. Auch ihre kleineren Flugzeuge sind verschwunden. Und der Grund hiervon? Die Russen haben viele ihrer eigenen Aeroplane selbst heruntergeholt — so groß war die Angst vor den „Tauben"! Es wurde deshalb der Befehl erlassen, daß auf Flugzeuge überhaupt nicht mehr geschossen werden dürfe. Allerdings ist es auch schwer und bei stärkerem Nebel oft ganz unmöglich, selbst bei nicht allzuhohem Flug die Nationalitätsabzeichen der Apparate zu erkennen. Dieser Befehl wurde, wie festgestellt werden konnte, erst wieder aufgehoben, als die deutschen Flieger in bedrohlicher Anzahl über den russischen Stellungen kreisten.

Heute war Ruhe bei unseren Fliegern, da ein Nebel über dem schneebedeckten Lande lag, der jede Aufklärung undenkbar machte. Ein Glück für die ruhebedürftigen Offiziere und — für uns. Wir hätten sonst nicht so viel gesehen und gehört.

## Im Fliegerheim auf einem polnischen Schloß.

In Stunden, wie wir sie nach dem Besuch des Flugplatzes, in der Ortsunterkunft der Fliegerabteilung verleben durften vergißt man für ein paar leider zu kurze Augenblicke den Ernst der Zeit und gibt sich ganz dem Reiz von Eindrücken hin, wie sie in ihrer Eigenart nur der Krieg hervorrufen kann. Aus mehrfach erwähnten und nur zu billigenden Gründen soll der Kriegsberichterstatter in der Nennung von Ortlichkeiten sich



Digitized by Google

große Beschränkung auferlegen. So darf ich denn eigentlich auch nicht sagen, wo die Fliegerabteilung untergebracht ist, aber ich will es andeuten. Die Russen werden wohl aus meinen Angaben den Ort nicht sofort erraten. Es ist ein kleines Schloß, das „von verschwundener Pracht zeugt" und einem polnischen Fürsten gehört, dessen Geschlecht auch in Deutschland wohlbekannt ist. Wer den Vorteil humanistischer Bildung genossen hat, den erinnert der Name des idyllischen Herrensitzes an ein Gefilde, in dem nur glückselige Menschen lebten; wer aber im modernen Berlin besser Bescheid weiß als im klassischen Altertum, der denkt sofort an ein bekanntes Lokal, in dem die Welt verkehrt, die „sich nicht langweilt".

Vor den Deutschen hatten die Russen in dem Schlößchen gehaust und es in einem kaum zu beschreibenden Zustande zurückgelassen. Nicht ein Möbelstück war mehr vorhanden! Aber auch trotz des ekelerregenden Schmutzes in allen Zimmern, die zum Teil als Pferdeställe gedient hatten, erkannte der praktische Scharfblick des vorsorglichen Abteilungsführers, daß sich, wenn auch mit größter Mühe, hier vorzügliche Unterkunftsräume für seine Offiziere und Mannschaften herstellen ließen. Man ging mit deutscher Gründlichkeit ans Reinemachen, und ganze Wagenladungen voll Unrat wurden aus dem Hause geschafft.

Und jetzt? Im Erdgeschoß gut gelüftete, durchwärmte Mannschaftsräume, in denen jeder Winkel ausgenutzt ist. Soldatenhumor hat sie liebevoll mit bescheidenen Mitteln ausgeschmückt. Überall herrschen mustergültige Ordnung und Sauberkeit, wie sie in der Kaserne nicht besser gefunden werden können. Der Feldwebel verfügt über eine helle Schreibstube, und die Telephonstation ist weit geräumiger als bei den höheren Stäben, die hier um Lowicz herum Quartier bezogen



Digitized by Google

haben. Neben ihr liegt der Photographieraum, in dem hauptsächlich die von den Beobachtungsoffizieren aus schwindelnder Höhe gemachten Aufnahmen entwickelt werden. Alle Stuben sind mit elektrischem Licht versehen, zu dessen verhältnismäßig einfacher Anlage ja die Kraftwagen einer Fliegerabteilung alles Erforderliche mit sich führen. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus über das, was organisatorisches Talent und eine geradezu väterliche Fürsorge für das Wohl Untergebener aus diesem Hause gemacht haben, das allem Anschein nach sonst den stillen Seligkeiten verschwiegener Liebe dient.

Im oberen Stockwerk sind die Offizierschlafzimmer und ein gemeinsames Speisezimmer, letzteres mit Generalstabskarten, auf denen alltäglich die taktische Lage eingezeichnet wird, und mit Bildern in pompejanischem Stil, die man in irgendeinem Winkel des Schlößchens gefunden hat, dekoriert. Dazwischen allerhand launige Verse und witzige Sprüche, sowie papierene Blumen und Bänder von schreiender Buntheit, wie sie die ungeübte Hand russischer Bauern als Zimmerschmuck anzufertigen pflegt. An selbstgezimmerter, langer, auf Böcken ruhender Holztafel nehmen die Offiziere ihre bescheidenen, aber wohlschmeckenden Mahlzeiten ein und verbringen die Stunden vor der wohlverdienten Ruhe mit Plaudern beim Tee, der hierzulande überall gut und in ausreichenden Mengen zu haben ist. Die Stühle stammen zum Teil aus einer zum Lazarett umgewandelten Schule in Lowicz. Selbst ein Flügel fehlt nicht, der ebenfalls dieser Schule entstammt, wo er den Ärzten im Operationssaale nur den Platz beengte. Hier dient er, wenn seine Saiten auch etwas blechern und seine Töne nicht mehr ganz rein klingen, geselligen Zwecken und wird der Stadt Lowicz nach Abzug unserer Flieger unbeschadet zurückgegeben werden. Der Hauptmann und Abteilungsführer ver-



Digitized by Google

fügt über ein Wohnzimmer mit Bett; die jüngeren Offiziere schlafen immer zu zweien in demselben Raum, wo ihnen mit Hilfe von Decken und Kissen das Strohlager zur behaglichen Ruhestätte wird.

Aus einem völlig niedergebrannten Hause in Frankreich haben Mannschaften ein metallenes Kaffeeservice gerettet, aus einem anderen eine Teekanne von weißem Porzellan mit vergoldetem Ausguß. Dies sind jetzt die Zierden des Offizierstisches. Aus Gläsern in allen Größen, die man irgendwo zusammengekauft oder gefunden hat, wird der Durst gestillt. Was tut's? Schließlich schmeckt das Bier — ein seltener Genuß! — auch aus einem Champagnerglase. Und dieses bunte Durcheinander von Stilarten und Formen des Geschirrs gibt der gedeckten Tafel sogar etwas Reizvoll-Improvisiertes.

Nicht vergessen darf ich die verhätschelten Lieblinge der Abteilung, zwei Kühe, die, auf Kraftwagen sorgsam verladen, die Fahrt aus der Gegend von Lille bis in die Nähe von Warschau mitgemacht haben und dankbar für gute Pflege reichlich Milch geben. Eine Feldküche ganz neuen Modells, die erste ihrer Art, in einem gedeckten Wagen gegen alle Unbill der Witterung geschützt, liefert eine sehr schmackhafte Nahrung für Offiziere und Soldaten. Selbstverständlich kann die Abwechselung nur sehr gering sein, und auf die Dauer streikt wohl auch der Magen gegen dieses ewige Einerlei der Ernährung; aber Not leidet keiner in dem verlassenen Polenschloß.

Das träumt inmitten eines verwüsteten Parks, den Winterschnee mitleidig einhüllt, von schöneren, besseren Zeiten, wo lustig die Hörner zur Jagd bliesen, und der Mond, der jetzt durch die Scheiben auf das Strohlager müder, tief schlafender Krieger blickt, belauschte gewiß einstmals bis zum Grauen



Digitized by Google

des Tages die Luſtigkeit üppiger Feſtgelage. Ein merkwürdiger Kauz muß dieſer Fürſt R. geweſen ſein, der ſich hier in weltfremder Einſamkeit ein Heim in einem mehr als bizarren Geſchmack geſchaffen hat, ein lebhafter Geiſt, der in unbezwinglicher Sehnſucht nach dem Schönen auf verlockende äſthetiſche Irrwege geriet, der in unſicherem Taſten nach kunſtſinniger Betätigung Altertümer, echte und unechte, wahllos ſammelte und mißglückte Nachahmungen von Gebäuden und Denkmälern um ſeinen Herrenſitz herum erſtehen ließ, die einmal irgendwo in fernen Landen Eindruck auf ſeine empfänglichen Sinne gemacht haben. Sicherlich hat er in ſeinen Jugendjahren Italien bereiſt und ein Stück klaſſiſcher Schönheit aus dem ſonnendurchſtrahlten Süden in den froſtigen Norden ſeiner polniſchen Heimat verpflanzen wollen. Schade nur, daß er ohne Führer und planlos im Reiche der Kunſt gewandelt iſt!

Auf leichter Anhöhe, etwa 100 m vom Schloſſe entfernt, erhebt ſich ein tempelartiger, ſäulengetragener Bau, der nur drei Räume umfaßt: einen größeren Saal mit einem ſchön ausgeführten Deckengemälde, deſſen Allegorien ich aber beim beſten Willen nicht zu deuten vermochte. Ein großer Spiegel, über den der polniſche Adler ſeine Flügel breitet, ſchmückt die der Tür gegenüberliegende Wand und Säulen aus nachgeahmtem Marmor bedecken die Seitenwände. Dahinter ein kleines lauſchiges Zimmer mit pompejaniſchen Malereien und auf der anderen Seite des Saales eins, deſſen Bauart und Zweck mir rätſelhaft war. Es ſcheint, als ſei dieſes Haus für muſikaliſche Aufführungen beſtimmt geweſen. Jetzt dient es den Pferden einer Kolonne als Stall! Nicht weit davon liegt die nicht übel gelungene Nachbildung einer italieniſchen Oſteria, wie ſie die Maler der landſchaft-



Digitized by Google

lichen Reize Süditaliens so oft dargestellt haben. Nur fehlt das Weinlaub, das die Säulen umwinden müßte.

Ein paar Schritte weiter — und man steht vor einem kirchenähnlichen Bau mit großen Spitzbogenfenstern, einem wahren Gewirr von architektonischen Geschmacklosigkeiten, das dem Verwalter des Besitztums als Wohnung dient und zurzeit noch einige Flüchtlinge aus Lowicz beherbergt. In der Nähe liegen, planlos umhergestreut, Bruchstücke antiker Säulen oder sonstige Skulpturen, deren Überführung aus dem klassischen Boden Italiens in die Gegend, wo einst Ziemawit, der alte Fürst von Masowien, herrschte, gewiß nicht so einfach zu bewerkstelligen war. Auf dem höchsten Punkt des Parkes, einem künstlichen Hügel, steht unter Kiefern eine kleine Kapelle, die in ihrem Äußeren wenigstens eine nicht ungeschickte Anlehnung an den spätgotischen Baustil zeigt. Auch an dieser ehemaligen Stätte frommer Andacht stehen Pferde, wie, nicht weit davon, im Tempel der Kunst.

In diesem in die Einsamkeit hinein gebauten Heim eines schönheitstrunkenen Träumers haben unsere Flieger Weihnachten verlebt. Der Bruder des Abteilungsführers hatte die Reise von Bremen bis vor Warschau nicht gescheut, um, mit Schätzen reich beladen, in Feindesland das Fest des Friedens zu verbringen, während ein paar tausend Meter weiter vorwärts die russischen Granaten einschlugen. Den Mannschaften aber hat das „Berliner Tageblatt" eine unverhoffte Freude bereitet, die hellen Jubel erweckte. Geschickter Vereinbarung war es gelungen, eine Liebesgabensendung so von Berlin aus zu veranlassen, daß sie gerade am Morgen des 24. Dezember eintraf. Sicherlich wäre mancher von den Leuten der Abteilung daheim nicht so reichlich beschenkt worden, wie hier auf den blutgetränkten Feldern Russisch-Polens.



Digitized by Google

# Wieder in Lodz!

## Die Stimmung der Bevölkerung. — Die deutschen Verwaltungsmaßregeln.

Lodz, Mitte Januar 1915.

Selbst bei flüchtiger Betrachtung muß es auffallen, daß unter der Lodzer Bevölkerung sich seit einigen Tagen ein Umschwung der Stimmung vorbereitet, der für die gedeihliche Weiterentwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der von uns besetzten Stadt und ihrer Umgebung nicht unwesentlich ist. Viele Bürger, die beim Anmarsch der Deutschen geflohen waren, kehren allmählich zurück, und Häuser, die wochenlang verschlossen waren, öffnen wieder Türen und Fenster. Der Verkehr nach der Stadt und von dort nach auswärts wird täglich lebhafter, und die vom Gouvernement ausgestellten Passierscheine nach verschiedenen Richtungen hin sollen die Zahl von 2000 bereits überschritten haben. Daß man die Sieger nicht überall mit offenen Armen empfängt, kann nicht weiter verwunderlich erscheinen. Die Tage des Schreckens sind bei den schwer heimgesuchten Bürgern und Bauern zu frisch in der Erinnerung, und die Ruinen zerschossener Häuser und die frisch aufgeworfenen Gräber der Gefallenen reden eine allzu eindringliche Sprache.

Ein Blick auf die Petrikauer Straße, die verkehrsreichste der Stadt, genügt allein schon, um uns von den bisherigen Erfolgen der deutschen Verwaltung zu überzeugen. Wer diese von Fußgängern stark belebte, von Fuhrwerken aller Art und der elektrischen Bahn durchkreuzte Straße vor zehn Tagen sah, erkennt sie heute kaum wieder. Damals starrte sie von Schmutz, zu dessen Wegräumung trotz guten Lohnes die erforderlichen



Digitized by Google

Kräfte nicht zu finden waren, und heute herrscht dort Ordnung und Sauberkeit.

Die Militärbehörde blieb aber bei der Neugestaltung des äußerlichen Stadtbildes nicht stehen. In gemeinsamer Arbeit mit der neuorganisierten und verstärkten Stadtmiliz werden, soweit dies nur irgend möglich ist, die geradezu empörenden sanitären Mißstände in den Wohnungen und Höfen der ärmeren Bevölkerung beseitigt. Besonders verdächtige Häuser werden eingehend untersucht und ihre Besitzer zur gerichtlichen Verantwortung gezogen, falls gesundheitswidrige Zustände festgestellt worden sind. Es mußte mehrfach sogar zu Verhaftungen geschritten werden, da Ermahnungen und Warnungen nichts nützten. Einige ganz menschenunwürdige Wohnungen wurden zwangsweise geräumt. Zur Verhütung und Bekämpfung ansteckender Krankheiten hat der deutsche Gouverneur Verfügungen erlassen, deren genaueste Befolgung streng überwacht wird. Die Pflicht, alle Erkrankungs- und Todesfälle sofort zur Anzeige zu bringen, ist den Einwohnern von Lodz auferlegt worden, und für den Stadtbezirk wurde die obligatorische Leichenschau durch Ärzte angeordnet.

Dem in der wohltuenden Ordnung deutscher Verhältnisse aufgewachsenen Menschen will es gar nicht in den Kopf, daß auf solche Selbstverständlichkeiten erst jetzt durch die dem Lande aufgezwungenen Behörden hingewiesen werden muß, aber in einer Stadt von fast einer halben Million Einwohnern, die es, wie schon berichtet, noch nicht einmal zu einer Kanalisation gebracht hat, ist alles möglich. Hoffentlich lernt die in Schmutz und Schlendrian hinlebende Bevölkerung wenigstens mit der Zeit die Segnungen würdigen, deren der Feind sie teilhaftig werden läßt. Vorläufig allerdings scheint sie die Tragweite sanitärer Fürsorge kaum zu ahnen.



Digitized by Google

Daß nach den letzten blutigen Kämpfen bei Nowosolna auch der letzte Widerstand des Feindes in der Gegend von Lodz durch das unaufhaltsame Vorwärtsstürmen unserer Truppen gebrochen worden und die russische Armee in Südpolen auf der ganzen Linie in eiligem Rückzuge begriffen ist, konnte hier in der Stadt nicht verborgen bleiben. Wer vielleicht noch an eine Befreiung (!) durch die Russen glaubte, gibt sich jetzt keiner Täuschung mehr hin. So treten denn nach und nach auch diejenigen Leute aus ihrer ängstlich beobachteten Zurückhaltung heraus, die anfänglich aus Furcht vor russischen Spionen jede Berührung mit den Deutschen vermieden. Sie wußten, was bei einer abermaligen Rückkehr der Russen ihr Schicksal gewesen wäre.

Als die Russen endgültig Lodz räumten, schleppten sie — um nur eine ihrer zahllosen Grausamkeiten zu erwähnen — sechs Männer und eine Frau mit fort und hingen sie in einem kleinen Wäldchen dicht hinter der Stadt auf, nur weil sie Kartoffeln an deutsche Soldaten verkauft hatten und von heimtückischem Gesindel wegen dieser Missetat angezeigt worden waren.

Verbrechen, Akte unerhörter Willkür der russischen Militärbehörden, Zügellosigkeit der Soldaten, Plünderungen waren damals an der Tagesordnung. Jetzt herrscht eine geradezu überraschende Ruhe in der Stadt. Das Verhalten des deutschen Militärs der Bevölkerung gegenüber ist tadellos. Schon sieht man häufig Bürger und Soldaten in freundlicher Unterhaltung beieinander stehen, und man hört heute schon weit mehr Deutsch sprechen, als etwa vor einer Woche. Der Soldat zahlt bar, was er kauft, und das geschäftliche Leben wird mit jedem Tage lebhafter. Einige Läden sind völlig ausverkauft, und der Kaufmann, der für rechtzeitige Ergänzung seines Lagers gesorgt



Digitized by Google

hatte, auch sonst auf dem Posten war, hat gute Geschäfte gemacht.

Um dem nächtlichen Treiben lichtscheuen Gesindels Einhalt zu gebieten, ist aller Verkehr auf den Straßen von Lodz und in seinen Vororten nach 9 Uhr abends nur auf besonderen Berechtigungsschein des Gouvernements hin erlaubt; Theater, Restaurants und sonstige öffentliche Lokale müssen zu dieser Stunde geschlossen werden.

In einem polnischen Theater hatte man kürzlich bei der Aufführung eines Schauspiels das Tempo wohl etwas zu langsam genommen und die Pausen zu sehr ausgedehnt. Plötzlich, in der Mitte des Schlußaktes, zieht ein Schauspieler seine Uhr heraus und sagt ganz erschreckt: „Schon so spät? Es ist gleich neun Uhr. Da müssen wir nach Hause gehen. Auf Wiedersehen morgen!" Und der Vorhang fiel vor den verblüfften Zuschauern, die sich lachend entfernten. Man muß sich nur zu helfen wissen!

Seit einigen Tagen ist hier die mitteleuropäische Zeit eingeführt, eine Maßregel, die selbst die gebildeteren Einwohner der Stadt befremdete; nur widerwillig fügten sie sich dieser ihnen ganz überflüssig erscheinenden Anordnung. Daß die Zurückstellung der Uhren um 22 Minuten in der zielbewußten Durchführung der Ordnung einen Fortschritt weiter bedeutet, wird ihnen bald klar werden. Schon fahren die Eisenbahnzüge wieder bis Kutno und Sieradz, und die Ausbesserung noch zerstörter Strecken geht ihrem baldigen Abschluß entgegen. Der Betrieb auf den stark beschädigt gewesenen Straßenbahnen nach Alexandrow und Zgierz wird bald wieder aufgenommen werden, und unsere Militäringenieure planen und bauen bereits Kleinbahnen, die deutsche Grenzorte mit Lodz, Lenczyca, Krosniewice und Chodecz verbinden. Da



Digitized by Google

ist natürlich zur Regelung des Betriebes eine einheitliche, mit der deutschen übereinstimmende Zeitrechnung unentbehrlich.

Zur Ehre der Lodzer Bevölkerung muß gesagt werden, daß man nach besten Kräften an der Linderung des Elends hier arbeitet. Das Zentralkomitee für Obdachlose ist überaus rührig; die Lebensmittel-Kooperative aller Arbeitervereine ist zur segensreichen Einrichtung geworden; wohlhabende Fabrikanten unterstützen ihre Arbeiter in anzuerkennender Weise; überall wird gesammelt. An Kohlen und Öl fehlt es noch sehr. An den letzten Tagen machte sich allerdings eine regere Zufuhr von Nahrungsmitteln bemerkbar und sofort sanken die Preise. Viel ist geschehen, aber mehr bleibt noch zu tun. Der gemeinsamen Arbeit des Gouvernements und der städtischen Behörden wird es sicherlich gelingen, der Stadt Lodz und ihrer nächsten Umgebung über diese schwere wirtschaftliche Krisis hinwegzuhelfen.

* * *

Ich trete an das Fenster meines Zimmers. In strammem Tritt marschiert eine Wachabteilung von bärtigen deutschen Landwehrmännern mit gutmütigen Gesichtern, mustergültig in Haltung und Bekleidung, die Straße entlang. Mit Rührung erblickt man diese ernsten Gestalten gerade in den Tagen der Weihnachtsfreude, die sie, fern von ihren Lieben, in Feindesland verbringen müssen. Ein Trupp russischer Gefangener kommt ihnen entgegen, in schmutzigen Mänteln und zerrissenen Schuhen. Sollte dieser Anblick für die Menschen auf der Petrikauer Straße nicht Veranlassung zu Vergleichen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sein?



Digitized by Google

# Zwiſchenakt.

Lodz, 17. Januar 1915.

Die amtlichen Telegramme der Oberſten Heeresleitung berichten in letzter Zeit faſt täglich, daß auf dem Kriegsſchauplatz in Polen der ungünſtigen Witterung wegen die Lage entweder ganz unverändert ſei oder daß unſere Angriffe nur langſam vorwärtskommen. Das könnte vielleicht den Anſchein erwecken, als ob hier vor Warſchau ſich unſere Truppen allmählich zum Winterſchlaf eingerichtet hätten, und daß eine Offenſive mit friſchen, ausgeruhten Kräften erſt wieder einſetzen werde, wenn mildere Lüfte wehen. Dem iſt aber keineswegs ſo, und es hieße den Geiſt, der Führer und Mannſchaften trotz der bereits über fünf Monate andauernden, oft ans Übermenſchliche grenzenden Anſtrengungen und Entbehrungen beſeelt, ſchwer verkennen, wollte man an eine Ermattung glauben, die den Drang nach vorwärts gehemmt oder gar gelähmt habe.

Noch iſt der Tatendrang in unſerem Heere ebenſo lebendig wie am erſten Tage des Krieges, und ein wenig Schnee und Regen kann ihn nicht ertöten. Wenn auf dem Kriegstheater in Polen augenblicklich eine Pauſe eingetreten iſt, ſo hat das wohl zum Teil darin ſeinen Grund, daß infolge des Nebels die Aufklärung ſehr erſchwert iſt. Flieger können oft ſchon aus der für ſie doch ſehr gefährlichen Höhe von 300 m nichts mehr erkennen. Wieviel wichtiger aber gerade bei einem Kriege unter der Erde die Beobachtung des Feindes aus hoher Luft als die kavalleriſtiſche Aufklärung iſt, das bedarf wohl keiner beſonderen Erörterung.

Augenblicklich iſt im allgemeinen die Witterung für taktiſche Unternehmungen – von dem eben erwähnten Übelſtande ab-



Digitized by Google

geſehen — nicht ungünſtiger als im Monat November. Von eigentlicher Kälte iſt nicht viel zu ſpüren. Wir hatten bisher nur zwei wahrhaftige Wintertage, kalt und dabei ſchön ... Die Wege ſind jetzt ſogar weit beſſer als vor ſechs Wochen. Wohl ſpült den Schnee, der meiſtens am Morgen fällt, ein mittäglicher Regen wieder fort, aber der leichte Nachtfroſt gibt den aufgeweichten Straßen und Feldern immerhin eine gewiſſe Feſtigkeit, und Fuß und Rad ſinken nicht mehr ſo tief in den ſchlammigen Boden ein wie noch vor wenigen Tagen. Ich denke dabei beſonders an die Zeit, wo ſich um Lodz und Nowoſolna blutige Kämpfe abſpielten. Da die Schützengräben gedeckt ſind, werden die Mannſchaften wohl nicht ſo ganz unmittelbar vom Regen beläſtigt, wenn er auch oft tief genug in den Gräben ſtehen mag. Ich möchte als alter Soldat behaupten, daß ein Regen, wenn er nicht gerade wochenlang andauert, weit weniger die Operationsfähigkeit einer Truppe beeinträchtigt und ihren Geſundheitszuſtand ſchädigt als auf die gute Stimmung des Mannes drückt. Die aber laſſen ſich unſere Leute nicht nehmen. Wird einer wirklich einmal verdrießlich, ſo ſorgen der Witz ſeiner Kameraden, ein Schluck aus der Flaſche oder eine geſchenkte Zigarre bald wieder für den nötigen Frohmut. Auch wenn es Bindfaden goß, zogen die Kompagnien ſingend durch die ſtockfinſteren Gaſſen von Lowicz.

Daß mangelnde Aufklärung die Vorwärtsbewegung verlangſamt, iſt ſelbſtverſtändlich und durchaus nicht nachteilig, denn Ruhe haben unſere Mannſchaften wahrlich nötig. Ich ſprach am 5. Januar einen Abteilungskommandeur in einem ſüddeutſchen Feldartillerieregiment. Er hatte an dieſem Tage zum erſten Male Raſt ſeit dem 2. Dezember v. J. Ununterbrochen waren ſeine Batterien in Stellung geweſen, und erſt



Digitized by Google

in der Nacht vom 4. zum 5. Januar konnten sie, infolge eines Stellungswechsels der Russen, zurückgezogen und durch andere ersetzt werden. Noch weit schlimmer als der Artillerie ergeht es der Infanterie in den Schützengräben. Ruhe also ist den Tapferen dringend erforderlich und von ganzem Herzen zu gönnen. Aber „ruhen" heißt noch lange nicht „schlafen", und die rege Tätigkeit, die hier und in einigen Quartieren in der Nähe Tag und Nacht bei den Kommandobehörden herrscht, läßt darauf schließen, daß ein Hindenburg nicht die Absicht hat, für weitere Unternehmungen erst die Frühlingssonne abzuwarten. Ich kann also die Strategen an den Biertischen zu Hause nur, wie bereits geschehen, zur Geduld mahnen und ihnen die Versicherung geben, daß hinter der scheinbaren Ruhe an der Bzura und Rawka ebenso unermüdlich wie zielbewußt weitergearbeitet wird, und daß noch manche große, die Entscheidung dieses Weltkrieges zum mindesten vorbereitende Tat zu erwarten ist, ehe „die Winterstürme dem Wonnemond weichen".

Vorläufig ist mit unumstößlicher Sicherheit festzustellen: die russische Offensive hier vor Warschau ist als völlig gebrochen zu betrachten. Das ist wohl die allgemeine Ansicht bei unseren im Abschnitt der Armee Mackensen stehenden Truppen. Auch die von ängstlichen Gemütern immer noch erwarteten und gefürchteten Riesenheere der Russen, die um Neujahr herum Polen überschwemmen sollten, könnten daran nichts ändern. Ich muß es den Lesern überlassen, selbst die Folgerungen aus dieser nicht mehr abzuleugnenden Tatsache zu ziehen, möchte aber im Hinblick auf Galizien vor einer allzu optimistischen Auffassung der Lage warnen.

Wir schreiben nun heute — nach russischer Zeitrechnung — schon den 4. Januar, und noch immer verlautet nichts von ei-



Digitized by Google

ner erneuten Annäherung ruſſiſcher Armeen, die tatſächlich von einem nicht unbeträchtlichen Teil der polniſchen Bevölkerung von Lodz und Umgegend in dieſen Tagen hier erwartet wurde. Es waren nicht nur die Ungebildeten, die das glaubten, oder Leute, die durch das erſte Ringen um Lodz in ihren Hoffnungen ſchwankend geworden waren. Man ſtieß auf banges Zweifeln ſelbſt in beſſeren Kreiſen, und ſehr oft bin ich gefragt worden, ob die Ruſſengefahr nun nach menſchlicher Berechnung für immer abgewieſen worden ſei. Wie einen das anmutet! Man fürchtet ſich auf ruſſiſchem Boden vor den Truppen des eigenen Landes!

In Lowicz, dem ich nun hoffentlich für die nächſte Zeit ohne ſchweren Schaden an Geiſt und Körper entronnen bin, wollten einige ganz Kluge mit voller Beſtimmtheit wiſſen, daß am 2. Januar a. St. die Ruſſen wieder da ſein würden. Ein altes Mütterchen, das mich zitternd fragte, ob ich an eine Rückkehr der Ruſſen glaube, küßte mir mit Tränen in den Augen den Ärmel meines Mantels, als ich ihr das Törichte ihrer Befürchtungen mit beruhigenden Worten nachwies. Ein Blick auf ihre Geburtsſtadt hätte die Alte ſchon eines Beſſeren belehren müſſen. Deutſche Ordnung ringsum, ſoweit ſie in ſo kurzer Zeit ein umſichtiger, die ganzen Verhältniſſe klar überblickender Etappenkommandant ſchaffen konnte!

Auffallend ſchnell haben ſich die Bewohner von Lowicz an dieſe Neuordnung der Verhältniſſe gewöhnt. Die alten Straßennamen ſind faſt verſchwunden. Wo nur ein Winkel in einem zerſchoſſenen Hauſe ſtehengeblieben iſt, da hat ſich ein Geſchäft aufgetan, in dem man ebenſo Kuchen und Pelze wie Batterien für elektriſche Taſchenlampen kaufen kann. Da der deutſche Soldat alles bar bezahlt, blüht der Handel der kleinen Leute, und allmählich kommen allerhand erwünſchte



Digitized by Google

Dinge ans Tageslicht, die man vor den Russen vergraben hatte, zum Beispiel Wein. Natürlich ist alles recht teuer, mit Ausnahme vielleicht der einfachsten Lebensmittel. Petroleum war selbst für schweres Geld in der Stadt nicht zu erstehen. Hätte uns Berichterstattern die Militärbehörde nicht ausgeholfen, so wäre es um unsere Arbeit böse bestellt gewesen. Morgens gegen 9 Uhr wurde es erst hell und um 5 Uhr abends konnte man schon die Hand nicht mehr vor Augen sehen.

Übrigens so ganz abseits von aller Kultur liegt Lowicz doch nicht. Es hat sogar ein „Museum"; man bedarf aber keines besonderen Kataloges, um sich unter den paar zusammengetragenen Altertümern aus Polens großer Zeit zurechtzufinden. Und auch ein Dichter hat hier das Licht der Welt erblickt, und zwar vor gar nicht allzu langer Zeit: Schalom Asch, der auf der Bühne des Deutschen Theaters in Berlin zum Wort sich melden durfte. Seine Schwester, ein Fräulein von schwer zu bestimmendem Alter, verkauft — Heringe. Poesie und Prosa!

## An der Bzura.

### Die Fahrt zum Kampfgebiet.

Russisch-Polen, 23. Januar.

Ein grimmig kalter Wind sauste über die Ebene, als ich gestern früh im offenen Automobil von Lodz über Strykow, Glowno, Lowicz in die Gegend von Sochaczew fuhr, das noch immer in Händen der Russen ist. An der durch Granaten an vielen Stellen aufgewühlten Straße wird emsig gearbeitet — Landwehrpioniere bessern die Brücken aus, und



Digitized by Google

Dorfbewohner ſind unter Aufſicht von Kreisbeamten an anderen Stellen eifrig tätig. Daß man an der Bzura nicht raſtet, bewieſen deutlich die zahlreichen Munitionskolonnen, die entweder mit leeren Wagen in Richtung Strykow fuhren oder mit friſch gefüllten an die Front gingen.

Der ſcharfe Froſt weniger Tage hat den Schlamm der Straße erſtarrt und für Wagen und Fußgänger benutzbarer gemacht. Sonſt das gewohnte Bild. Eine flache, öde, reizloſe Landſchaft. An den Straßen keine wohlgezogenen Obſtbäume wie in Schleſien, nur hier und da verkrüppelte Weiden, ſo jämmerlich wie das ganze Land, und ſo gedrückten Ausſehens wie die Menſchen, die auf ihm zu leben verurteilt ſind. Dort fliegen Hunderte von Raben bei unſerer Annäherung kreiſchend in die Luft. Hier zerſchlagen Leute einen angeſchoſſenen Baum zu Brennholz, ſcheu um ſich blickend, ob ihr Treiben nicht bemerkt wird. Endloſe Kolonnen bewegen ſich im Schneckentempo die Straßen entlang und neben ihnen vereinzelte Mannſchaften, die aus irgendwelchen Gründen zurückgeblieben waren. Faſt alle Wagen, die uns begegnen, ſind Militärfahrzeuge. Nur ſelten ſieht man Bauern, die die Erträgniſſe ihrer Felder nach der Stadt zu Markte fahren. Es liegt wie ein großes Sterben über dem Lande. Auch geſchieht nichts in den zerſchoſſenen Dörfern, um neues Leben aus den Ruinen erblühen zu laſſen, oder um wenigſtens etwas die grauenerregenden Spuren des Kampfes fortzuräumen, der in dieſer Gegend ſo furchtbar gewütet hat. Daß man jetzt, wo noch aus unmittelbarer Nähe täglich und nächtlich der Geſchützdonner herübergrollt, noch nicht an einen wirklichen Wiederaufbau der Gehöfte denkt, iſt begreiflich. Unverſtändlich aber iſt es, daß man das wenige, was vom Feuer noch verſchont blieb, nicht ſammelt und zu ſpäterer Verwendung



Digitized by Google

sichtet. Der Bauer, der, den Gefahren trotzend, daheim geblieben ist, wärmt seine Stube mit den Fensterkreuzen aus dem zerstörten Hause seines entflohenen Nachbars. Wann werden die Ärmsten, die der Krieg von Grund und Boden trieb, die Rückkehr wagen? Man fragt sich nur, wo sie alle geblieben sind, diese Unglücklichen, Heimatlosen.

In Lowicz machten wir kurzen Halt und sahen mit Erstaunen, wie der umsichtige und liebenswürdige Etappenkommandant des Ortes, der in Friedenszeiten einem vielbesuchten Ostseebade vorsteht, für das leibliche Wohl seiner Mitmenschen gesorgt hat. Aus den Fenstern eines Hauses der Hindenburg-Straße wehen, weithin sichtbar, zwei deutsche Fahnen, und eine Aufschrift an der Tür kündet an, daß dort eine neue „Offizierspeiseanstalt" entstanden ist. Münchener Bier in Lowicz! Und auch allerhand zu essen bekommt man dort, billig und gut. Der Wirt muß binnen kurzer Zeit reich werden, wenn er ordentlich auf seinem Posten ist. Alle Zimmer waren überfüllt mit Hungernden und Durstenden, und fast neidisch gedachte ich nachträglich der früher in Lowicz verbrachten mageren Tage.

Direkt im Auto nach dem Generalkommando, wo ich mich melden wollte, zu gelangen, ist selbst bei gefrorenem Boden vollkommen unmöglich. Bezeichnend für den Zustand der Straßen ist es, daß unsere Kolonnen sogar über die umgeackerten Felder fahren und dort schneller vorwärts kommen als auf den Wegen selbst.

Wir durcheilten Dörfer, die völlig ausgestorben erschienen, und je mehr wir uns dem Kampffeld näherten, desto einsamer wurde es um uns herum. Niemand war in den Straßen zu sehen. Kein rauchender Schornstein deutete auf die Anwesenheit menschlicher Wesen in den vom Geschützfeuer



Digitized by Google

verschont gebliebenen Hütten hin. In K. hockte ein altes Mütterchen, das den Eindruck einer Geistesgestörten machte, einsam und stumpf vor sich hinstarrend auf der Schwelle eines halbverbrannten Hauses, drei kleine Jungen bummelten auf dem Marktplatz herum, und ein hessischer Trainsoldat stellte mit den primitivsten Mitteln an der Kirche beim Treffpunkt mehrerer Straßen einen Wegweiser her. Sonst nichts Lebendes weit und breit, und wie ein schwerer Druck lastet die trostlose Einöde auf Geist und Herz. Man atmet geradezu befreit auf, wenn man diese verlassenen Trümmer bescheidenen Menschenglücks hinter sich hat und wieder die Luft der Landstraße einen umweht, wo nicht jeder Schritt so ganz unmittelbar an Untergang und Tod mahnt. Auf einem Umweg von über 30 km landete ich schließlich kurz vor Anbruch der Dunkelheit am Ort meiner vorläufigen Bestimmung. Ganz in der Nähe andauerndes Geschützfeuer, dann und wann unterbrochen von dem Knattern der Maschinengewehre — ein Gefechtstag, wie deren schon viele waren und noch viele kommen werden.

## Eine Nacht bei einem Generalkommando.

Rybno, 24. Januar.

General Mitschunko, ein Russenführer aus dem japanischen Kriege, hatte vorher in dem Gutshofe gehaust, wo jetzt das Generalkommando eines süddeutschen Armeekorps sein Heim aufgeschlagen hat. Von deutscher Artillerie war das Haus tüchtig befeuert worden. Eine Ecke des Untergeschosses ist gänzlich weggerissen, und der verwüstete Park, der das schloßähnliche Gebäude umgibt, ist von Granaten durchwühlt.



Digitized by Google

Alle Fensterscheiben im Hause waren natürlich zertrümmert und mußten vorläufig mit Papier verklebt werden, bis der vorsorgliche Verpflegungsoffizier des Stabes in sich eine bisher ungeahnte Veranlagung zur Glaserei entdeckte. Aus Lowicz ließ man Glas heranschaffen, ein Diamant zum Schneiden wurde aufgetrieben, und rüstig ging der Herr an die Arbeit. Sonst lebt er als Kaufmann am Bosporus, und nun setzt er Fensterscheiben in der Polakei ein! Das hätte er sich vor wenigen Monaten gewiß nicht träumen lassen. Der Krieg weckt eben schlummernde Talente auf allen Gebieten.

Bei meiner Ankunft war das Erdgeschoß des Hauses für Wohn- und Bureauzwecke des Generalkommandos dienstbar gemacht — etwas beengt wohl, aber es reicht zur Not aus, wenn man den guten Willen hat, sich einzuschränken. Der Besitzer des Grundstückes, ein Deutschrusse, hat sich mit seiner Familie in zwei Zimmer des oberen Stockwerkes zurückgezogen, und im Keller leben, dicht zusammengepfercht, 50 bis 60 polnische Bauern, Männer, Weiber, Kinder und Vieh, alles friedlich beieinander, in ein paar dumpfen Löchern. Dort wohnen, kochen und schlafen sie! Als ich einen Blick hineinwarf in diese halbdunklen, von einer entsetzlichen Luft erfüllten Räume, begrüßte mich das tremolierende Meckern einer Ziege und ein Hund fuhr mir in die Beine. Die Hähne haben dort unten in der ewigen Nacht jeden Begriff für die Tageszeiten verloren und krähen, wie mir die Offiziere des Generalkommandos sagten, meistens schon um Mitternacht ihren fröhlichen Morgengruß.

Da es unmöglich war, noch an demselben Abend bis nach vorn zu der Division zu gelangen, bei der ich etwa eine Woche verbleiben wollte, so mußte ich für die Nacht die Gastfreundschaft des Generalkommandos in Anspruch nehmen, die mir



Digitized by Google

auch bereitwilligst gewährt wurde. Man stört ja schließlich auch nicht allzusehr die Hausordnung. In einen Winkel des gemeinsamen Speisezimmers wurde nachts gegen 11 Uhr eine Schütte Stroh geworfen, und fertig war das „Fremdenzimmer". Morgens 6 Uhr entsteigt man dem Schlafsack, denn die Ordonnanzen müssen unser „Bett" hinausfegen, weil um 7 Uhr gefrühstückt wird.

Die Nachtruhe war übrigens mehr als zweifelhaft. Ununterbrochen tobte heftiger Artilleriekampf in unmittelbarer Nähe des Ortes, so daß die Fensterscheiben klirrten und die Türen in ihren Angeln erzitterten. Zwar wurde unser Quartier selbst nicht vom Geschützfeuer bedroht, man muß aber die Musik der Kanonen schon gewöhnt sein, um dabei die Augen schließen zu können. Trotzdem kann ich mir wohl denken, daß sie manchem Soldaten, der ermüdet von den Anstrengungen des Tages in sein Stroh sinkt, wie ein Schlummerlied klingt.

Etwa neun Kilometer in östlicher Richtung von Rybno fließt die vielumstrittene Bzura, die sich bei Wyszogrod in die Weichsel ergießt — ein Fluß, dessen Ufer nicht ohne landschaftliche Reize sind. Kleine Waldstücke treten bis dicht an ihn heran, und Inseln mit einer fast erstaunlichen Uppigkeit der Vegetation zwingen die gurgelnden, plätschernden Wasser zu malerisch zierlichen Windungen. Bereits in einem meiner früheren Berichte vom polnischen Kriegsschauplatz habe ich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die im Gelände vor Warschau sich taktischen Unternehmungen eines vom Westen vordringenden Heeres entgegenstellen. Ein Flußabschnitt nach dem andern muß mühsam erobert werden, da die Russen immer wieder Gelegenheit haben, sich hinter den Wasserläufen festzusetzen und einzugraben. Mitunter ist es ihnen allerdings bei dem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen unserer Truppen



Digitized by Google

nicht so schnell geglückt, wie sie gewünscht hätten. Eine interessante Episode aus den Kämpfen an der Bzura, die mir ein höherer Generalstabsoffizier erzählte, wird dies beweisen.

Tagelang schon lagen die Russen in einem wohleingerichteten Schützengraben östlich der Bzura unserer Stellung gegenüber, und vor ihnen war der Fluß von einer hölzernen Brücke überspannt, die vorsichtigerweise für alle Fälle mit petroleumgetränktem Stroh belegt und umwickelt war. Da, in einer stockfinsteren Nacht, wagte die russische Infanterie einen Vorstoß — wie immer in großen Massen. Sie hatte sich jedoch über die Wachsamkeit unserer Truppen getäuscht. Ein mörderisches Maschinengewehrfeuer empfing sie, und der deutsche Gegenangriff erfolgte mit solcher Wucht und Schnelligkeit, trotz der wesentlich geringeren Stärke der Truppen, daß dem zurückweichenden Gegner nicht einmal Zeit blieb, die Brücke anzuzünden. Unsere Infanterie blieb ihm an den Fersen und trieb ihn weit hinter seine ursprüngliche Stellung zurück. Wieder war ein Bzuraübergang mehr in unserem Besitz.

Wenn trotz dieses offensiven Geistes, der unsere Truppen nach einem halbjährigen Kriege immer noch beseelt, es in Polen nicht schneller vorwärtsgeht, so liegt das an der ganzen Art, wie die Gefechte sich jetzt, nicht zuletzt infolge der Witterung, abspielen. Der trübe, meist neblige Morgen erschwert die artilleristische Aufklärung und verzögert die Einwirkung der feuernden Batterien. Günstigstenfalls beginnt der Artilleriekampf, der den Angriff der Infanterie vorbereiten soll, gegen 9 Uhr vormittags. Ein früheres, noch beim Grauen des Tages begonnenes Feuer hat kaum taktischen Erfolg. Es wirkt höchstens psychologisch, einschüchternd; es sagt dem Gegner in weithin vernehmbarem Tone, daß die Deutschen noch



Digitized by Google

immer da und wachsam sind. Nun dauert das Artillerieduell bis in die Nachmittagsstunden, oft bis 3 Uhr und auch noch länger, wenn der deutsche Angriff kein rein frontaler sein soll, sondern auf den Flanken irgendwo Unterstützung abgewartet werden muß. Glaubt die Führung auf unserer Seite, daß die Artillerie der Infanterie genügend vorgearbeitet hat, so daß letztere den Sturm wagen kann, dann ist es durchschnittlich 4 oder 5 Uhr und — die Dunkelheit ist da, in der ein weiteres Feuern der Infanterie nur Munitionsvergeudung wäre. Bei der Taktik, die sich in diesem Kriege herausgebildet hat, ist ein weiteres Ausnutzen des einmal errungenen Vorteils nur in sehr seltenen Fällen möglich, und mit dem Anbruch des Abends kommt der Kampf zum Stillstand. Nachts machen dann die Russen einen Gegenangriff, oft mit teilweisem Erfolge. Und so beginnt denn am nächsten Tage das Ringen aufs neue.

Ich verrate kein taktisches Geheimnis, wenn ich von einer Gefechtsart berichte, die uns schon viel genutzt hat. Das haben die Russen oft genug am eigenen Leibe erfahren müssen. Maschinengewehrfeuer, dessen moralischer Eindruck mit seinem nervenzerrüttenden Knattern fast ebenso vernichtend ist wie die Wirkung im Ziel selbst, wird auf die russischen Schützengräben gerichtet. Verharren dann die Russen noch in ihren sicheren Deckungen, dann feuert unsere Artillerie ein paar hundert Meter dahinter. Der Erfolg ist dann fast stets derselbe: Aus seinen Schützengräben kriecht der Feind mit gehobenen Armen hervor und ergibt sich. Er weiß, was ihm droht, wenn er sich aus dem Schützengraben wagt. Sollte er aber, was kaum denkbar ist, den Maschinengewehren entkommen, so treibt ihn jede Rückwärtsbewegung in das todbringende Feuer der Artillerie.



Digitized by Google

Ich habe in vorstehendem nur wiedergegeben, was mir an jenem Abend in Rybno Offiziere erzählten, die zu wiederholten Malen im feindlichen Feuer gestanden haben.

## Beim Stabe einer Division.

Emiljanowo, 26. Januar.

Ein trüber und grimmig kalter Wintermorgen. Der Wind ging einem durch Mark und Bein. Nur Schnee, wohin das Auge blickte. Ehe ich Rybno verließ, um mich vermittels eines entsetzlichen Marterwerkzeugs von Bretterwagen, auf dem kein Stroh das Sitzen erleichterte, nach dem Divisionsstabe zu begeben, konnte ich es mir nicht versagen, mich noch in der Nähe des Generalkommandoquartiers etwas umzusehen. Vor allem zog mich die stattliche Kirche an, die, nach ihrem ganzen Bau und ihrer inneren Ausstattung zu schließen, reichbegüterte Gönner haben muß. Jetzt lag eine Kompagnie Infanterie darin, die sich gerade zum Aufbruch „nach unbekanntem Bestimmungsort" rüstete, als ich eintraf.

Wenn ich je im Leben bedauert habe, kein Maler zu sein, so war es in dem Augenblick, als ich das dämmernde Halbdunkel dieser zur Kaserne umgestalteten Andachtsstätte betrat. Durch die bunten Glasmalereien der hohen Fenster drang nur matt das kraftlose Frühlicht des Januarmorgens, und der schwache Schimmer der „ewigen Lampe", die man pietätvoll hatte brennen lassen, warf flackernde Lichter auf vergoldete Altäre, reich umrahmte Heiligenbilder und schön geschnitzte Chorstühle, an denen Waffen und Helme in malerischem Durcheinander aufgehängt waren. Vor dem Hauptaltar standen,



Digitized by Google

gleichsam wie zum Schutz des Allerheiligsten, die Gewehre, in wohl ausgerichteten Pyramiden zusammengesetzt. Nur halblaut sprachen die Mannschaften untereinander, als ob die fromme Stimmung, die über dem Raume lag, den Schall der Worte gedämpft hätte.

Nichts war von den „Barbaren" zerstört worden, und wenn erst das Lagerstroh weggeräumt ist, wird der entflohene Priester bei seiner Rückkehr die Kirche fast so wiederfinden, wie er sie verlassen hat — im Innern wenigstens. Die Außenmauern zeigen allerdings die deutlichen Spuren dorthin verirrter Geschosse. Das Gotteshaus scheint man nicht direkt unter Feuer genommen zu haben, sonst hätte es wohl mehr gelitten.

Die Mannschaften, die hier für mehrere Tage Unterkommen gefunden hatten, waren mit verschwindend wenigen Ausnahmen evangelischer Konfession, und darum hatte auch der evangelische Divisionspfarrer am letztvergangenen Sonntag in dieser, dem katholischen Ritus sonst allein vorbehaltenen Kirche eine Andacht abgehalten, der aber freiwillig auch die Angehörigen anderer Konfessionen beiwohnten. Bei der kameradschaftlichen Verbrüderung, die des Krieges Sorgen und Anstrengungen unter allen Teilnehmern schaffen, und angesichts der Gefahren, die den Soldaten allzeit umlauern und beten lehren, schwinden eben alle Glaubensunterschiede — und das ist gewiß ein nicht hoch genug zu bewertendes Moment in Zeiten nationaler Bedrängnis. Den Gottesdienst hatte, wie üblich, das Absingen eines Chorals beschlossen. Da stimmten plötzlich, so erzählte mir ein Gefreiter, ein frischer Berliner Junge, alle Mann wie auf Kommando das deutscheste der Lieder an und „Deutschland, Deutschland über alles!" erklang aus jugendfrohen Kehlen dort, wo sonst nur der Gesang des Priesters vom Gewölbe widerhallt und polnische Bauern



Digitized by Google

ihre Gebete murmeln. So beendeten unsere braven Krieger, einem tiefinnerlichen Drange des Herzens folgend, den Gottesdienst mit einem machtvoll dahinbrausenden Hymnus auf die inniggeliebte Heimat, der sie Blut und Leben zu opfern bereit sind.

In einem Stall, nahe bei der Kirche, waren 28 russische Gefangene untergebracht, die das Generalkommando zu allerhand Arbeiten, wie Wegeverbesserungen u. dgl. zurückbehalten hatte. Ein Offizier des Beurlaubtenstandes, welcher, der polnischen Sprache mächtig, als Dolmetscher sich betätigt und mich an diesem Morgen führte, ließ die Leute antreten und forderte mich auf, zwei große Kerle mit rötlichblonden Vollbärten anzusprechen. Ich tat es — und sie antworteten in fließendem Deutsch mit ausgesprochen schwäbischem Anklang im Tonfall. Auf meine erstaunte Frage erfuhr ich, daß die Leute von der Wolga stammen. Dorthin seien zahlreiche Süddeutsche zur Zeit Katharinas II. ausgewandert, hätten aber, obwohl sie russische Untertanen geworden seien, nie ihre Muttersprache verlernt und sie auf Kind und Kindeskind weiter vererbt. In den Dörfern, wo die erwähnten Gefangenen beheimatet sind, spricht man heute noch Deutsch.

Die Gefangenen fühlten sich übrigens recht glücklich unter deutscher Bewachung, besonders, weil sie ihre — Mitbewohner los sind. Die Leute waren so von Läusen bedeckt, daß man ihre Körper mit Spiritus abreiben und ihre Hemden in alten Brennereikesseln auskochen mußte! Ein paar der Spionage verdächtige Bauern hatte man gleichfalls zu den gefangenen Soldaten gesperrt, eine Vorsichtsmaßregel, die in diesem, von Spionen wimmelnden Lande nur zu billigen ist. Diese Leute schienen mit ihrem Schicksal weniger zufrieden zu sein. Sie sahen trotzig und verbissen aus und gehorchten offenbar nur



Digitized by Google

widerwillig den ihnen erteilten Befehlen. Das Essen aus der Feldküche aber schmeckte ihnen.

Als ich mich darauf, vor meiner Abfahrt zur Division, noch von den Herren des Generalkommandos verabschiedete, erzählte man mir, ein höherer Generalstabsoffizier habe morgens zwischen 5 und 6 Uhr die telegraphische Nachricht erhalten, daß er vom Kampfgebiet an der Bzura in das Große Hauptquartier nach Frankreich zu besonderer Verwendung berufen sei. Um 8 Uhr war er schon reisefertig. Ein Automobil brachte ihn zunächst bis Posen. Gibt es wohl einen klareren Beweis für die sofortige Bereitschaft unserer Offiziere zu allen an sie herantretenden Aufgaben, sowie für die zielbewußt geregelte Arbeit innerhalb unserer höheren Kommandobehörden? Der Wechsel der Person in so kritischer Zeit bedeutet keine Änderung des Geistes oder des Systems, und kein noch so unerwartetes und anscheinend einschneidendes Ereignis kann den vielverzweigten Mechanismus der Befehlserteilung zu einem vielleicht verhängnisvollen Stillstand bringen.

Die Fahrt zum Divisionsstabsquartier Emiljanowo, querfeldein über holprige Äcker und Furchen und Gräben, dauerte — Gott sei Dank! — nur etwa anderthalb Stunden. Wie gerädert kam ich an in dem elenden polnischen Dorf, das im ganzen aus dreizehn Wohnhäusern bestand. Nur eins war aus roten Ziegeln gebaut, alle anderen waren niedrige Holzhütten, nicht unterkellert und mit Stroh gedeckt. Die Ritzen in den Wänden meines Quartiers hatte mein vorsorglicher, schon drei Tage dort hausender Zimmergenosse, Reserveoffizier einer Telegraphenabteilung, mit Stroh verstopfen lassen, so daß einen die frische Schneeluft wenigstens nicht allzusehr belästigte.



Digitized by Google

Ich sah da unlängst in einem deutschen Witzblatt eine recht geistlose Karikatur der Kriegsberichterstatter oder, richtiger gesagt, der Art ihrer Tätigkeit. Schade nur, daß meine Räumlichkeiten in Emiljanowo zu beschränkt waren, um den Zeichner zu einem Besuch bei mir einzuladen. Es läßt sich gewiß ein billiger Scherz daheim, im hellen und warmen Atelier, so zwischen Frühtrunk und Dämmerschoppen, ganz nett machen. Ob aber das Kunstwerk (?) nicht anders ausgefallen wäre, wenn ich den Maler ein paar Tage bei mir als Gast hätte beherbergen können?

Das „Zimmer", in dem ich wohnte (Eingang über den Misthaufen), war eine Küche, hatte also einen Herd mit offenem Schornstein, durch den der Wind heulte und alle Wärme abzog, und keinen traulichen Kachelofen, an dem man den Rücken behaglich anlehnen kann. Größe des Raumes knapp 15 qm. Aus einem zusammengeschossenen Gehöft ganz in der Nähe hatte mein Stubenkamerad ein recht fragwürdiges Sofa, zwei Stühle und einen kleinen Tisch sich gerettet. An letzterem machten wir Toilette, aßen und arbeiteten. Das wäre ja schließlich alles gegangen, wenn nicht in demselben Raume noch das Essen für acht Mann gekocht worden wäre, die dort auch ihre Mahlzeiten einnahmen — baumlange Männer zwischen 30 und 40 Jahren aus Süddeutschlands tannenumrauschten Bergen, die etwas viel Luft verdrängten und Licht wegnahmen. Ich hatte die seltene Gelegenheit, in diesem meinem „Studierzimmer" zu beobachten, wie ein halber Hammel kunstgerecht in acht Teile zerlegt wurde. Ein paar Bund Stroh auf dem kalten Erdboden bildeten eine Woche lang mein „Bett", und eine gobelinartig an die Wand genagelte Zeltbahn gab wenigstens einigermaßen Schutz gegen die kalte Luft vom Hofe her.



Digitized by Google

Doch will ich nicht klagen, nur erzählen möchte ich, wie man so in den Dörfern Russisch-Polens untergebracht ist. Und dabei hat unsereins es doch noch weit besser als die Truppen im Schützengraben. Der Kommandeur der Division, der Herzog von Urach, wohnte, wenn auch natürlich allein, doch nicht viel besser als ich, und ein anderer Fürst, Rittmeister der Reserve eines Ulanenregiments und Ordonnanzoffizier, der sich meiner Führung in überaus liebenswürdiger Weise unterzog, logierte in einem Raum, den er sehr zutreffend den „Backofen" nannte. Als Fenstervorhang diente ihm ein giftgrünes polnisches Bauerntuch, das weithin leuchtete, wenn abends die elektrische Lampe im Zimmer brannte. Denn elektrisches Licht hatten wir dank der Gewandtheit unserer Telegraphentruppen doch in dem gottvergessenen Emiljanowo.

## Kampf und Ruhe.

Emiljanowo, 28. Januar.

Es ist eine ganz eigenartige, schon seit Beginn des Krieges beobachtete Erscheinung, daß die Russen gerade am Sonntag, dem „Tag der Ruhe", mit verdoppelter Heftigkeit unsere Stellungen zu befeuern pflegen. Von Infanteriegefechten, von besonders leidenschaftlichen Bajonettangriffen auf die deutschen Schützengräben am „Tage des Herrn" habe ich allerdings nichts gehört. Um so gründlicher aber „funkt" regelmäßig ihre Artillerie zu uns herüber, und nie im Leben werde ich die ohrenbetäubende und nervenerregende Kanonade vergessen, die mich am Morgen eines Sonntags, den ich im Stabsquartier der süddeutschen Division an der Bzura ver-



Digitized by Google

brachte, aus dem Schlafe schreckte. Es war gegen 6 Uhr früh, als die russischen Geschütze ihren unfreundlichen Morgengruß zu uns sandten. Für diese außergewöhnlich zeitige und bei dem ungünstigen Dämmerlicht wohl auch erfolglose Feuereröffnung konnte ich selbst bei dem Kommandeur unserer Artilleriebrigade keine genügende Erklärung finden. Vielleicht erstrebten die Russen weniger eine taktische, als eine moralische Einwirkung. Etwa eine Stunde lang fiel Schuß auf Schuß. Dann eine Pause von rund zwei Stunden, und bald nach neun Uhr begann der Artilleriekampf von neuem und dauerte ununterbrochen bis sieben Uhr abends. Und so geht es, mehr oder minder heftig, jeden Sonntag zu.

Was ist nun der Grund für dieses oft an Munitionsverschwendung grenzende Feuer gerade am Sonntag? Morgens ist Gottesdienst. Der Pope segnet Kämpfer und Waffen und nach Schluß der feierlichen Andacht beginnt die Artillerie sofort ihr Werk der Menschenliebe, vermutlich in dem Glauben, daß die Weihe des Priesters noch frisch und ungetrübt auf der Waffe ruhe und ihr daher den männermordenden Erfolg bringen müsse. Man wird an die zahllosen Heiligenbilder erinnert, die der Zar seinen Soldaten ins Feld geschickt hat.

## Der Geburtstag des Kaisers.

Alles Parademäßige, womit sonst, in des Friedens ruhigen Zeiten, der festliche Tag begangen wird, verbietet sich natürlich auf dem Kriegsschauplatze von selbst. Um so erhebender wirken in ihrer schlichten Einfachheit die ernsten und dabei so bescheidenen Feiern auf blutgetränkter Erde. Auf einem Ackerfelde am Dorfrande, das gewöhnlich als Reitbahn vom Divisionsstab benutzt wird, war ein einfacher Tisch als Altar auf-



Digitized by Google

gestellt. Ein mit Fichtenreisern geschmückter Woilach diente als Altardecke, und Gewehrpyramiden sowie gekreuzte Ulanenlanzen standen zu beiden Seiten. Sämtliche Offiziere und Mannschaften, die hier untergebracht waren, nahmen an dem Gottesdienst teil. Der Geistliche hatte den herrlichen Psalm 21 seiner Betrachtung zugrunde gelegt, einen Sang, der mit der Tiefe seiner Empfindung und der Gewalt seiner poesievollen Sprache mächtig die Andächtigen ergriff: „Denn sie gedachten dir Übles zu tun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen."

Die Predigt des Divisionspfarrers in seiner feldgrauen Uniform begleitete von den Höhenzügen an der Bzura her der dumpfe Donner der Geschütze, und als zum Schluß der kirchlichen Feier der Kommandeur der Division, die bereits 128 mal im Gefecht gestanden hatte, ein deutscher Herzog, ernste und warm empfundene Worte an seine Untergebenen richtete und die Feier in einem begeisterten Kaiserhoch und dem Singen der Nationalhymne ausklang, kreiste über der Versammlung hoch oben in schneeiger Winterluft ein russischer Flieger.

* * *

Zeuge einer anderen Feier durfte ich noch sein, wo kein Geistlicher amtierte — bei einer süddeutschen Pionierkompagnie, tief drinnen in einem Walde unweit der Bzura. Punkt zwölf Uhr trat der Hauptmann in den Kreis seiner Leute, frischer Burschen in strammster Haltung, mit blutjungen Gesichtern, und dazwischen behäbige Landwehrmänner mit schon leicht ergrauten Vollbärten. Manche Brust war stolz mit dem Kreuz von Eisen geschmückt. In kernigen und herzlichen Worten wies der Kompagniechef auf die Bedeutung des Tages gerade in diesem Jahre nationaler Erhebung hin, und als er das



Digitized by Google

Kaiserhoch ausbrachte, feuerten die in der Nähe stehenden österreichischen Mörser eine Salve ab, so daß der Wald erbebte. „Heil dir im Siegerkranz" und das markige „Haltet aus im Sturmgebraus" beschlossen die Feier. Vier stämmige Landwehrleute, Gastwirte aus dem Schwarzwald, die sonst wohl lustige Weisen aufspielen, wenn der Bursch sein Dirndl im Tanze dreht, begleiteten auf erbeuteten französischen Blechinstrumenten die Lieder zu Ehren des deutschen Herrschers. Eines der Musikanten sei hier noch besonders gedacht. Er ist eine in Schwaben nicht unbekannte Persönlichkeit, da er die von Professor Konrad Miller aus Stuttgart veranstalteten Pilgerfahrten der Württemberger nach dem gelobten Lande als Signaltrompeter zu begleiten pflegt.

* * *

Das „Festdiner" der Offiziere bei der Pionierkompagnie wies dieselbe „Speisenfolge" (!) auf, wie das Essen der Mannschaften: Erbsensuppe mit Schweinefleisch, so dick, daß der Löffel kerzengerade darin stehenblieb! Aber auch dieses bescheidene Mahl mundete trefflich an den rohgezimmerten Tischen unter den schneebereiften Fichten in Russisch-Polen und zur Tafelmusik des Geschützfeuers.

Etwas üppiger speisten wir allerdings abends beim Stabe der Division. In enger und niedriger Stube einer russischen Bauernhütte saßen wir, zwanzig Männer, darunter zwei deutsche Fürsten, auf mißgestalteten Sofas, wackeligen Stühlen und harten Holzbänken, die der überaus rührige Verpflegungsoffizier aus verschiedenen Offiziersquartieren zusammengeborgt hatte. Suppe und zwei Gänge, alles von demselben Teller. Warum auch nicht? Es geht doch alles auch in einen Magen. Wozu also das „Service" erst erschweren? Ein



Digitized by Google

Glas Rotwein beim Kaiserhoch. Sonst aber war Münchener Bier unser Festgetränk – ein langentbehrter Genuß. Als ich heimging in meine strohbedeckte Holzhütte, lag bleicher Mondschein auf dem Leichentuch der verschneiten Felder. Die Geschütze aber waren verstummt.

## Im „Schwarzwald" an der Bzura.

Russisch-Polen, 29. Januar.

Westlich der Straße Lowicz-Sochaczew, dort wo die vielumkämpfte und in letzter Zeit so oft erwähnte Bzura – doch halt! ich darf den Ort nicht verraten, den ich heute zu schildern vorhabe, wenn ich nicht den berechtigten Zorn unseres Zensors auf mein schuldiges Haupt herabbeschwören will. So unterlasse ich lieber jede nähere und auch nicht unbedingt nötige Bezeichnung der Ortlichkeit, die übrigens gar nicht einmal so leicht zu finden ist.

Man muß überhaupt bei der fast durchweg reizlosen Einförmigkeit der Landschaft südlich der Weichsel ganz bestimmte Geländepunkte dem Gedächtnis einprägen, wenn man sich zurechtfinden will; einen besonders stattlichen Baum, vielleicht ein einzelnes Gehöft oder etwas Ähnliches. Besonders bei Nacht ist die Orientierung hierzulande außerordentlich schwierig. Ein Dorf sieht aus wie das andere. Selten ist es, daß ein auffallend markanter Kirchturm als Marschrichtungszeichen dienen kann. Die Wege sind nicht, wie bei uns, mit Bäumen eingefaßt, die sich für das Auge deutlich vom Horizont abheben. Zudem sind sie zu dieser Jahreszeit verschneit und vielfach nur mit großer Mühe erkennbar. Da sich unsere Kolonnen außerdem, wie schon erzählt,



Digitized by Google

lieber querfeldein bewegen, als daß sie auf den sehr zu Unrecht „Straßen" benannten Verbindungen von Ort zu Ort fahren, so sind neue Wege entstanden, und man wird beim Lesen der obendrein ungenauen und veralteten Karten leicht irre.

Wenn also einem Russen, welcher der Kunst des Lesens und sogar der deutschen Sprache mächtig ist, diese Zeilen wirklich zu Gesicht kommen sollten, so würden sie ihm immer noch kein deutlicher und verräterischer Wegweiser sein. Daß in der Gegend meines „Schwarzwaldes" allerdings nicht alles geheuer ist, wissen die Russen, die uns gegenüberstehen, offenbar, denn trotz ihres nicht abzuleugnenden und immer deutlicher bemerkbaren Munitionsmangels feuern sie recht gründlich hin, aber glücklicherweise ohne Erfolg. Man hat dort verschiedentlich Einschläger beobachtet und auch mehrfach nicht krepierte Geschosse älteren Modells gefunden, die wohl Lärm gemacht, aber nicht getroffen haben.

Als ich den Saum des schweigenden Gehölzes nach einer nicht unbeschwerlichen Wanderung über schneebedeckte Ackerfelder erreicht hatte, war es mir, als ob ich eine andere, eine bessere Welt, eine Welt des tiefsten Friedens beträte. Wohl fehlte die Traulichkeit des deutschen Waldes mit ihrem poesievollen Zauber, aber es wehte mir doch etwas wie Heimatluft aus dem Dunkel dieser hoheitsvollen Tannen und schlanken Fichten entgegen. Unwillkürlich sagte ich zu meinem liebenswürdigen Begleiter, einem Offizier des Divisionsstabes: „Sind wir denn im Schwarzwald? Schade nur, daß die Berge fehlen!" Um die Täuschung voll zu machen, hörte ich plötzlich aus der Ferne Laute in unverfälschtem Schwäbisch. Noch ein paar Schritte weiter und — ich traute meinen Augen kaum — vor mir wuchsen kunstgerecht aufgeschüttete Kohlenmeiler, wie ich sie so unzählige Male in meiner Jugend auf



Digitized by Google

Streifzügen durch Süddeutschlands waldige Gaue gesehen hatte. Soldaten bedienten sie, stämmige Gestalten mit blonden Vollbärten, aber man erkannte auf den ersten Blick, daß sie nicht eine Arbeit verrichteten, zu der sie die Zufälligkeiten des Krieges zwangen, sondern daß sie mit sachkundiger Gewandtheit einer ihnen längst vertrauten Beschäftigung oblagen. Es waren Köhler aus den Bergen des schwäbischen Schwarzwaldes, die hier Holzkohle brannten, mit der die Öfen in den Schützengräben und in den Erd- und Bretterhöhlen der Kompagnien, die zu schwer verdienter Ruhe aus den vordersten Linien für ein paar Tage zurückgezogen worden waren, geheizt werden sollten. Hier, beim dumpf verhallenden Donner der Geschütze, gingen sie ihrer Tätigkeit mit der gleichen überlegten und selbstverständlichen Ruhe nach wie in dem tiefen Frieden ihrer heimatlichen Berge.

Ein paar Schritte von den Kohlenmeilern entfernt war eine Sägemühle in vollem Gange! Genau wie im Murgtale, bei Gernsbach oder Ebersteinburg. Ein überraschender Anblick so dicht hinter der kämpfenden Front, wo doch sonst jede industrielle und gewerbliche Tätigkeit ruht. Die Russen haben sogar, als sie, bei Lodz geschlagen, hinter der Bzura und Rawka zurückfluteten, alle zu landwirtschaftlichen Zwecken dienenden Maschinen zerstört und ihre Holzbestandteile sinnlos verfeuert. Der Besitzer des genannten Sägewerks war in seinem Waldversteck zurückgeblieben. Oder war es nur einer seiner Arbeiter? Das weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls war es ein Mann, der nach deutlichem Zureden seiner ungebetenen Gäste aus Schwaben die Maschinen wieder in Gang brachte, und jetzt schneidet die Mühle die dicken, schützenden Bretter zurecht, aus denen unsere Mannschaften mit einer ungeahnten Fertigkeit, wie sie nur die Notlage erzeugen kann,



Digitized by Google

sich für die streng-kalten Winterwochen ein möglichst behagliches Heim zimmern. Holz genug ist ringsum zu haben. Viele schöne Baumstämme wird der entflohene Besitzer des „Schwarzwaldes" bei seiner Heimkehr allerdings nicht mehr vorfinden, aber die Deutschen hauen nicht blindlings alle Bäume um, wie es ihnen gerade paßt, sondern man beobachtet gewisse forstwirtschaftliche Rücksichten, soweit dies überhaupt möglich ist.

Und nun kam ich zu den Unterkunftsräumen der Mannschaften selbst. Auch unter gebührender Würdigung der dort vorhandenen, besonders günstigen Verhältnisse ist Staunenswertes geleistet. Jede Kompagnie hat ihren Unterstand, der, halb in die Erde eingebaut, mit dicken Bohlen und einer gegen Schuß sichernden Erdschicht bedeckt ist. Darüber geworfene Tannenreiser entziehen die Bauten dem Blick der feindlichen Flieger. Ein breiter Gang bietet genügend Bewegungsraum, und die Lagerstätten sind so gut und bequem, wie man sie unter solchen Umständen wohl nur selten findet. Wärmer war es jedenfalls in diesen Erdhöhlen, als anfänglich in meinem Hotelzimmer in Lodz. Und die Beleuchtung? Elektrisches Licht! Was will man mehr?

Daß der Humor dabei auch zu seinem Rechte kommt, dafür sorgen die Mannschaften schon selbst. Ihren Wohnstätten haben sie Namen gegeben, die an Heimat und Garnison erinnern, und Inschriften an den Wänden und allerhand originelle Dekorationen fehlen natürlich auch hier nicht. Es fehlte mir leider die Zeit, alle die sinnigen Sprüche zu sammeln. Ich möchte nur nochmals hervorheben, wie außergewöhnlich schnell bei Offizieren und Mannschaften dieser Krieg gerade hier, in den unwirtlichen Gegenden Polens, den praktischen Blick für eine feldmäßige Unterbringung und Verpflegung



Digitized by Google

geschärft hat. Kommen dann noch Talente hinzu, wie sie jeder Schwarzwälder Bauer sozusagen mit auf die Welt bringt, dann kann auch die Kälte des russischen Winters, können alle Verpflegungsschwierigkeiten die Gesundheit und damit die Schlagfertigkeit unserer Truppen an der Weichsel und vor Warschau nicht beeinträchtigen.

In einem Hause im „Schwarzwald" selbst und einem zweiten außerhalb des Waldes gelegenen Gehöft sind die Offiziere untergebracht, wie immer zu mehreren auf einem Strohlager. Wenn erst dieser Krieg einmal beendet sein wird, so wird sich mancher vorsehen müssen, daß er nicht aus langmonatlicher Gewohnheit in den Pferdestall schlafen geht, statt in sein Bett! In einem der beiden Offizierquartiere ist die Frage möglichster Raumausnutzung glänzend gelöst. Um für die „Bar" — so nennt man den Versammlungs- und Speiseraum — möglichst viel Platz zu haben und dabei noch für sechs Offiziere eine Lagerstätte zu schaffen, wurde ein zweistöckiger Holzbau aufgeführt. Im Erdgeschoß schlafen der Hauptmann und der Arzt und in den beiden oberen Stockwerken ebenfalls je zwei Herren. Allzu heftige Bewegungen während des Schlafes sind den Bewohnern der oberen Regionen allerdings nicht anzuempfehlen. Künstlerhand hat die Wände mit witzigen Karikaturen geziert. Aus abgerissenen Tapetenfetzen wurde die erschreckend sich sträubende Mähne eines Löwen. Man stelle sich das Gesicht des polnischen Landwirts vor, wenn er sein Haus wieder betreten und dort alle die baulichen und künstlerischen Veränderungen sehen wird!

Die Heimfahrt aus dem „Schwarzwald" nach meiner Bauernhütte ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Mein Kutscher, der allenfalls einen Kuhwagen lenken kann, verirrte sich in der Dunkelheit, da er einen „näheren Weg"



Digitized by Google

nehmen wollte. Auf meine Bemerkung, daß wir uns vom Ziele unserer Reise wohl zu weit entfernt hätten, tröstete er mich in schwäbischer Gemütlichkeit und meinte, wir „müßten halt das Stück wieder zurück, das wir zu weit gefahren seien". Ich konnte dieser unumstößlichen Wahrheit nichts entgegenstellen und schwieg daher, ergeben in mein Schicksal.

## Neben den Schlachten.

### Das Modell. — Russische Armeelieferungen. — Der Wohltäter.

Russisch-Polen, im Januar.

Eine ärmliche Hütte in der „Hindenburg"-Straße zu Lowicz, von den todbringenden Geschossen der schweren Geschütze fast völlig zur Ruine zermalmt. Nur wenige, rauchgeschwärzte Mauerreste des oberen Stockwerks, dem gänzlichen Einsturz nahe, ragen noch wie anklagend und drohend in den nebeltrüben Wintertag. An verkohlten Fensterkreuzen hängen pulvergraue Splitter der Scheiben. Dann und wann reißt der Wind einen heraus aus dem morschen Rahmen und wirft ihn klirrend auf das holperige Pflaster der schmutzstarrenden Gasse. Wie ein warnender Arm reckt sich der Rest einer von Gewehrkugeln durchlöcherten und krumm gebogenen Dachrinne hinaus über den schmalen Bürgersteig, als winke er dem unvorsichtig Vorübergehenden zu, die gefahrvolle Stelle im Bogen zu umgehen.

Nur drei halbdunkle und dumpfige Räume im Erdgeschoß sind von den Granaten verschont geblieben, zwei kleine, nach einem stinkigen Hofe zu gelegene, in denen die Bewohner schlafen und kochen, und ein etwas größerer mit dem Eingang von



Digitized by Google

der Straße her. In letzterem verkauft an einem wackeligen und lange nicht mehr gesäuberten Ladentisch eine runzelige, schmierig gekleidete Frau, die ihr eigenes Haar, wie dort üblich, unter einer fuchsig-braunen Perücke verborgen hat, allerhand Kram: Kuchen und Talglichter, Stiefelwichse und Heringe, Schuhbänder und Würste, grellbunte Bauerntücher und Batterien für elektrische Taschenlampen. Am Türpfosten lehnt, gleichgültig vor sich hinstarrend, ein Greis mit langem, schneeweißem, auf die Brust herabwallendem Vollbart — ein interessanter Kopf, der vollendete Typus des polnischen Juden, mit ein paar großen, klug und dabei gutmütig dreinblickenden Augen.

Mein Freund, der Maler, tritt auf den Alten zu und bittet mit freundlichen Worten, ihn zeichnen zu dürfen. Der Greis sieht den Künstler zuerst lange an, als begriffe er die Aufforderung gar nicht; dann bewegt er den Kopf hin und her, wie innerlich mit einem schweren Entschluß kämpfend. Der Maler scherzt: es tue ja nicht weh und dauere höchstens ein kleines Stündchen; und er könne Zigaretten dabei rauchen. Der Greis schüttelt abwehrend den Kopf. Er will nicht, daß sein Bild in die Zeitung komme und „die Leute in der großen Stadt Berlin lachen über den alten Samuel Rosenblatt aus Lowicz!"

Der Maler sucht mit Aufbietung aller seiner Liebenswürdigkeit diese grundlosen Befürchtungen zu zerstreuen. Es ist vergeblich! Dann verspricht er fünf Rubel, die doch „so schnell und schmerzlos zu verdienen wären". Der Alte wird bei der verlockenden Aussicht schwankend, geht in den Laden und spricht leise, aber unter eindringlichen Gebärden mit seiner Frau, die mißtrauische Blicke auf den Künstler wirft. Schließlich sagt der Greis: „Ich werde den Rabbiner fragen. Kommt wieder in einer Stunde!"



Digitized by Google

So geschieht es. Der Rabbiner entschied, der Alte habe ganz recht. Er dürfe das Geld nicht nehmen. Zahle der Künstler aber 50 Rubel für die Sitzung und der Alte stifte das Geld ohne jeden Abzug den Armen von Lowicz, dann täte er ein menschenfreundliches Werk, und dafür solle er es ruhig dulden, daß man über ihn lache „in der großen deutschen Stadt Berlin".

* * *

Ende November, als die Russen noch in Lodz hausten, unterhandelte ein Unteroffizier mit einem dortigen Fabrikanten wegen Ankaufs größerer Mengen eines Wollstoffs, der zu Uniformstücken verarbeitet werden sollte. Zwar stimmte weder die Güte des Gewebes noch die Farbe mit dem vorschriftsmäßigen Militärtuch genau überein, aber — was schadet das? In der Not nimmt man eben, was man bekommen kann. Von diesem Stoff kostet — in Friedenszeiten — der Arschin 90 Kopeken. Der Fabrikant verlangt, in Anbetracht der allgemeinen Teuerung, 1 Rubel 50 Kopeken.

„Gut," sagt der Unteroffizier, „berechne den Arschin so! Du erhältst aber nur 1 Rubel 40 Kopeken, und 10 Kopeken von jedem Arschin sind für mich."

Das Geschäft wird gemacht.

Tags darauf kommt der Unteroffizier nochmals in größter Eile zu dem Fabrikanten und sagt, sogleich werde ein Offizier erscheinen. Dem müsse er den Arschin unbedingt zu 1 Rubel 60 Kopeken berechnen. Vermutlich werde er 10 Kopeken herunterhandeln, und dann könne es doch bei der ersten Abmachung bleiben.

Der Offizier folgt dem Unteroffizier auf dem Fuße. Der Fabrikant verlangt, wie verabredet, 1 Rubel 60 Kopeken.



Digitized by Google

„Ich gebe dir nur 1 Rubel 50 Kopeken für den Arschin," sagt der Offizier, ein Leutnant; „die Rechnung muß aber auf 1 Rubel 80 Kopeken lauten. Du verstehst mich doch? 30 Kopeken von jedem Arschin sind für mich."

Auch das Geschäft wird gemacht.

Ich habe leider nicht in Erfahrung bringen können, wie hoch der Arschin Tuch der letzten „verantwortlichen Stelle" der Militärverwaltung schließlich angerechnet worden ist. Viel wird wohl an 3 Rubel nicht gefehlt haben.

* * *

In einer Lodzer Ölhandlung läßt sich ein russischer Offizier ein Faß Öl geben für einen Kraftwagen, vorläufig nur, um es „zu versuchen". Weitere Ankäufe werden dem erfreuten Händler in Aussicht gestellt. Natürlich vergißt der Offizier, diese „Probe" zu bezahlen. Am nächsten Tage wird das Faß zurückgebracht, weil der Chauffeur behauptet habe, das Öl tauge nichts; das habe sich bei Entnahme eines kleinen Quantums herausgestellt. Das Faß wird nachgewogen. Es fehlen 6 Pud am Gewicht, die zusammen einen Wert von etwa 70 Rubel haben. Eine anscheinend recht gründliche „Probe". Der Kaufmann geht zur Etappenkommandantur, um sich zu beschweren. Dort nennt man ihn Lügner und Betrüger und zeigt ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen die schriftliche Bescheinigung des Offiziers, daß dieser für das Faß Öl 195 Rubel an den Kaufmann bezahlt habe.

Noch heute wartet der Ölhändler auf seine 70 Rubel.

* * *

Ein russischer Unteroffizier meldet die Ankunft eines von ihm geleiteten Transportes von 800 Mann auf der Kommandantur Lodz. Dort weiß man nichts davon und ist wegen



Digitized by Google

der Unterbringung in großer Verlegenheit — um so mehr, als die Nacht schon anbricht. Da läßt der Adjutant des Kommandanten sich den schriftlichen Marschbefehl zeigen, der dem Unteroffizier übergeben sein mußte. Was stellt sich heraus? Die Mannschaften waren nicht nach Lodz, sondern nach Lowicz beordert, wo man sie wahrscheinlich schon mit Ungeduld erwartete. Der karten- und geländeunkundige Unteroffizier hatte seine Leute an Lowicz vorbei nach dem rund 80 Kilometer entfernteren Lodz geführt. Und den Weg mußten sie nun wieder zurückmachen! Sie trafen also vier bis fünf Tage zu spät am Orte ihrer Bestimmung ein.

* * *

Fürst W. hatte, als Bevollmächtigter des russischen Roten Kreuzes, große Einkäufe für die Feldtruppen zu machen, besonders an Wäsche. Daran mangelte es allgemein, hauptsächlich an Hemden. Der Fürst trat mit einem Lodzer Fabrikanten in Unterhandlung und bestellte ihn, nach einer vorläufig unverbindlichen Aussprache, auf abends 7 Uhr desselben Tages in sein Hotel zum endgültigen Abschluß des Geschäfts. Der Fabrikant kommt und wartet zwei Stunden lang, aber niemand erscheint. Da beauftragt er den Portier, den Fürsten, sobald er ihn sehen sollte, um Anberaumung einer neuen Besprechung zu bitten, und fragt am folgenden Morgen im Hotel wiederum nach. Der Fürst habe sein Zimmer noch nicht verlassen, wird ihm geantwortet. Und dasselbe Spiel wiederholt sich vier Tage lang. Zarte Bande fesselten inzwischen den Abgesandten einer menschenfreundlichen Vereinigung an den süßen Frieden seines traulichen Zimmers. Was ging ihn die Welt draußen an? Im Schlamm der Schützengräben aber lagen die russischen Soldaten und warteten auf frische Hemden.



Digitized by Google

# Der Kaiser bei der Armee Mackensen.

## Ein Feldgottesdienst in Russisch-Polen.

Lodz, Sonntag, den 7. Februar.

Wir hatten unter dem Siegel pflichtmäßiger Verschwiegenheit bereits am Abend vorher erfahren, daß der Kaiser, von Czenstochau kommend, am heutigen Sonntag die neunte Armee besuchen wolle, und konnten es uns daher denken, daß man hier, in Feindesland, gewisse Absperrmaßregeln für notwendig erachten werde, um den Monarchen vor immerhin möglichen Belästigungen oder gar schlimmeren Vorkommnissen zu schützen. Trotzdem machte die sonst so belebte Petrikauer Straße in Lodz einen eigenartigen Eindruck, als wir sie am heutigen bitterkalten, aber schönen Morgen in offenen Automobilen durchflogen. Alle Geschäfte waren geschlossen, obwohl es bereits 9 Uhr war; kein Fenster geöffnet; nur hier und da wurde hinter den trüben Scheiben ein neugieriges Gesicht bemerkbar. An einigen Haustüren standen die Wächter in ihren braunen, schmutzigen Pelzen und blickten stumpfsinnig auf die verödete Straße, deren Zugänge von berittenen Militärposten und Mitgliedern der Stadtmiliz streng für alle Unberufenen gesperrt waren. Nur ganz vereinzelte Personen ließ man durch, weil sie besondere Erlaubnisscheine aufweisen konnten. Und doch, trotz allen diesen polizeilichen Maßnahmen, scheinen die Lodzer Bürger den wahren Grund dazu erst sehr spät im Laufe des Tages erfahren zu haben.

Eine Kette von mindestens 25 Automobilen brachte uns nach vorn, nach Nieborow, dem sehr interessanten Schloß eines polnischen Fürsten, das tief hineingebaut ist in die ver-



Digitized by Google

träumte Einsamkeit eines herrlichen Parkes mit uralten Bäumen. In dem Schloß hat der Stab einer Division ein Unterkommen gefunden, wie es hierzulande eine Seltenheit ist. Dort sollte unter den Augen des Monarchen ein Feldgottesdienst abgehalten werden. Dort wurde auch ein bescheidenes Mittagsmahl vom Kaiser eingenommen.

Bevor der Monarch sich dorthin begab, empfing er in Kompina Deputationen von Offizieren und Mannschaften eines Armeekorps, das sich kürzlich erst in den hitzigen Kämpfen um die starke russische Stellung bei Borzymow, deren Eroberung ja der Draht gemeldet hat, besonders hervorgetan hatte. Der Kaiser schritt die Front der Abordnungen ab, trat dann in die Mitte der hufeisenförmigen Aufstellung und richtete folgende Worte an die Truppen:

„Kameraden! Ich spreche Euch und all den Truppen, die Ihr hier vertreten sollt, Meinen Kaiserlichen Dank aus und Meine unbegrenzte Anerkennung für Euer braves Verhalten und Eure großartigen Leistungen. Große Anforderungen habe Ich an die Armee stellen müssen. Meinen Erwartungen habt Ihr voll entsprochen durch Eure Tapferkeit und Eure Ausdauer. Stets gegen eine Übermacht von Feinden kämpfend, gerade wie Eure Vorfahren zur Zeit Friedrich des Großen, habt Ihr einem zähen, widerstandsfähigen Gegner in siegreichen Kämpfen gezeigt, was deutscher Heldenmut und deutsche Manneszucht vermögen. Euch danke Ich und das Vaterland, daß der deutsche Osten geschützt ist. Aber noch ist nicht alle Arbeit getan, noch heißt es ausharren, durchhalten, den Feind zu Boden werfen, bis wir zu einem ehrenvollen Frieden gelangen. Dazu aber brauchen wir die Hilfe unseres großen Alliierten droben



Digitized by Google

im Himmel. Nur mit einem frommen, gläubigen Heer iſt der große Gott. Euren Vätern und Vorfahren, die vor hundert Jahren und ſpäter unter Kaiſer Wilhelm dem Großen voll Vertrauen auf die Hilfe ihres Gottes in den Kampf zogen, hat der Allmächtige den Sieg verliehen. Er wird auch mit Euch ſein und mit Euren Waffen!"

Von Kompina ging die Fahrt über Lowicz, wo ebenfalls Abordnungen von Regimentern aufgeſtellt waren, um es dem Kaiſer zu ermöglichen, möglichſt viele ſeiner Truppen begrüßen zu können.

Die Zwiſchenzeit gab mir Muße genug, den originellen Herrenſitz Nieborow näher anzuſehen. Er wies die faſt allen polniſchen Schlöſſern eigenen und für ihre Beſitzer überaus charakteriſtiſchen Merkmale auf: vornehme und reiche Eleganz, gemiſcht mit lächerlichem Talmiprunk; alte Gemälde von großem Kunſtwert neben ſtümperhaften, modernen Klexereien; ſchöne Bildwerke aus Marmor und ſonſtigem Geſtein, deren Echtheit auch dem nicht tiefer in die Kunſt längſt vergangener Jahrhunderte Eingeweihten beim erſten Blick klar ſein muß, neben unbeholfenen, plan- und wahllos zuſammengeſchleppten Nachahmungen der Antike; ausgedehnte Empfangshallen, die in ſchreiendem Gegenſatz ſtehen zu den kleinen und winkligen Wohnräumen; ein Treppenhaus, deſſen Wände und Stufen ganz mit gebrannten Kacheln in mehr origineller als ſchöner Weiſe ausgelegt ſind, und alle Nebenaufgänge zu dem oberen Stockwerk aus wackeligem, vor Altersſchwäche faſt zuſammenbrechendem Holz; breite Türen mit kunſtvollen ſchmiedeeiſernen Beſchlägen, aber keine hängt feſt in den Angeln und ſchließt auch wirklich; eine Bibliothek, die ja in jeden Edelſitz gehört, wohl geordnet in prächtigen Glasſchränken,



Digitized by Google

aber ohne jeden literarischen Wert; wunderbare Holzschnitzereien und daneben, in der Halle beim Eingang, plump gezimmerte Bänke mit bunten Malereien und der Aufschrift: „ne sedeas, sed eas"; Tapisserien, die sich bei näherer Betrachtung als in die Wand eingelassene Malereien auf Holz erweisen. Der Wille zum Schönen ist da, aber es fehlt die Fähigkeit zur wahrhaft künstlerischen Ausgestaltung der Räume, das kritische Verständnis des Sammlers und der Sinn für das Gediegene. Der Stammbaum des fürstlichen Geschlechts, der zu beiden Seiten der Schloßpforte an die Wand gemalt ist, geht bis auf das Jahr 1346 zurück.

Am Ende einer herrlichen, geradeswegs auf das Schloß zuführenden Allee von himmelanragenden Ulmen war ein Altar aufgebaut, um den sich die Offiziere und Mannschaften gruppierten, die Truppen in feldmarschmäßigem Anzuge mit aufgepflanztem Seitengewehr. Ich kann nur abermals betonen, daß die Leute trotz der fast übermenschlichen Anstrengungen, die sie zu überwinden hatten, einen durchweg frischen Eindruck machen. Ihren Bekleidungsstücken hat allerdings das monatelange Wohnen in schlammigen Erdhöhlen bedenklich viel von der ursprünglichen Schmuckheit geraubt.

Die Fahnenkompagnie naht mit Musik, und neben dem schlichten, mit Tannengrün geschmückten Altar nehmen die Fahnenträger Aufstellung. Ein leichter Wind bewegt die Tücher der Feldzeichen, von denen mehrere erst kürzlich die Feuertaufe erhielten. Es waren aber auch andere darunter, die in früheren Kriegen unseren Vätern voranwehten durch Kampf und Sterben zu Sieg und ewigem Ruhme.

„Stillgestanden!" Der Kaiser kommt vom Schlosse her in Begleitung des Generals v. Mackensen, rüstig ausschrei-



Digitized by Google

tend, mit ernstem Blick die Truppen musternd, die unter präsentiertem Gewehr stehen, während die Musik die Nationalhymne spielt. Dann tritt der Kaiser vor den Altar hin; die Mannschaften setzen die Gewehre zusammen und, nach dem Absingen eines Chorals, spricht der Divisionspfarrer mit packenden Worten zu der andachtsvoll lauschenden Menge, Worte, die aus tief empfindendem Herzen kommen und darum auch zu Herzen gehen. An Taten aus dem Verlauf des Krieges, bei Tannenberg, Soissons und hier vor Warschau, beweist er die todesmutige, unerschütterliche Treue des deutschen Soldaten. Durchhalten mit Gott für Kaiser und Vaterland — das ist der Grundton, auf dem der Geistliche seine Rede gestimmt. Seinen Betrachtungen legte er die Worte aus den Sprüchen Salomonis, Kapitel 21, Vers 31, zugrunde: „Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn."

Ich kann mir nicht versagen, hier den Schluß der Predigt des Divisionspfarrers Willigmann wiederzugeben, der mächtig alle Herzen ergriff. Ich sah manches Auge tränenfeucht, das schon viele Male furchtlos dem Tode entgegengeblickt hatte. „Und der Sieg kam" — rief er mit volltönender Stimme durch die lautlose Stille des winterlich bereiften Parkes. „Im Westen halten wir Belgien und einen großen Teil von Frankreich in der Hand: wahrlich, ein gewichtiges Faustpfand! Gegenüber England: einen Namen nenne ich nur: U 21, und hoch klingt das Lied der Braven von unserer Flotte. Und du, Ostheer! Mein Herz gehört dir. Ich habe dich begleitet auf deinem Siegeslauf nach Tannenberg, bin mit dir gezogen hinter Rennenkampf her, bin bei dir gewesen, da du treulich Wacht hieltest an Ostpreußens Grenze, bin mit dir gegangen nach Polen hinein.



Digitized by Google

An der Kirchhofsmauer in Grislinen lehne ich. Unsere Tapferen führen Tausende von Gefangenen vorbei. Glühendheiß der Tag. Die Zunge klebt am Gaumen. Die Brunnen geben längst kein Wasser mehr. ‚Wasser, Wasser', rufen unsere Brüder. Ich frage sie: ‚Was wollt ihr denn lieber: Wasser in Mengen haben und keine Russen als Gefangene, oder Russen führen und Durst haben?'. ‚Lieber Durst haben', rufen sie zurück und recken sich und ziehen aufrecht weiter. — Du 9. Armee! Wloclawek, Kutno, Lenczyca, Ner-Abschnitt, deine Siegesmeldung über 80000 russische Gefangene, Hunderte von Geschützen, Maschinengewehren und Munitionswagen, Zusammenbruch der russischen Offensive, Sicherung Schlesiens und Posens vor russischer Verwüstung: wenige Namen nur, aber wie schlägt unser Herz dabei, wie leuchtet dein Ruhm! Ihr vom 1. Reservekorps! Wißt ihr noch, wie euch zumute war, da ihr melden konntet: 40000 von den Gefangenen euer Werk, da ihr aufzählen konntet mehr als hundert Geschütze und ebensoviele Maschinengewehre erbeutet? Wißt ihr noch, wie wir wenige Stunden nach dem Rückzug der Russen unsern Einzug in Lowicz hielten? Vor dem Telegraphengebäude standen wir. Gegenüber unsere Soldaten. Heimatlieder sangen sie und Vaterlandslieder und Kaiserlieder und Gotteslieder. Und eure Siege bis in die letzten Tage hinein: Mogily und Humin und Wola: Wißt ihr noch, ja, wißt ihr noch? — — —

Wir haben es nicht vergessen, daß Gott ‚Das Seine' getan hat. In der Morgenfrühe haben wir ihm gedankt, wie dort am Plautziger See hinter Hohenstein nach dem großen Tage von Tannenberg, und Gottes Sonne schien uns warm und freundlich ins Herz hinein. Wir haben's getan in manchem Feldgottesdienst, in manchem Beisammensein im Gottes-



Digitized by Google

hauſe, auf freiem Felde, in der Scheune oder wo es ſonſt war. Verſtummt ſind frivole Worte. Zum Herrn haben wir uns gewandt. Als uns die Kugeln umſchwirrten, als die Schrapnells und Granaten unſer Leben bedrohten, hat mancher, der ſonſt nichts von Gott wiſſen wollte, den Weg zu ihm gefunden. Ich denke, der Gewinn ſoll uns bleiben.

In San Franzisko gibt es ein Heim für alte Leute, deutſche Leute, 130 wohnen darin. Neulich halten ſie ihre Jahresfeier. Sie ſchließen mit dem Gebet: ‚Lieber Gott, wir Alten hier am Stillen Ozean bitten dich herzinniglich, verlaß unſer liebes, altes, teures Vaterland nicht! Verleihe ſeinen Waffen Sieg und beſchere uns bald einen ehrenvollen Frieden!'

So beten alte Leute, lange von der deutſchen Heimat getrennt. Wie müſſen da erſt unſere Hände ſich unſerem Gott und Heiland Jeſus Chriſtus entgegenſtrecken! Still falte ich meine Hände zu dem Gebet, daß er uns Kraft gebe, weiter das Unſere zu tun, und daß er dann weiter mit ſeinem Segen uns begleite. Denn wahrmachen wollen wir, was wir alle von Kind auf mit heller Begeiſterung geſungen haben und was für uns Männer im Felde ſeinen beſonderen Klang bekommen hat:

„Wir alle ſtehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich."

Nachdem der Segen erteilt worden iſt, ſingen alle Anweſenden in tiefinnerlicher Ergriffenheit entblößten Hauptes das „Niederländiſche Dankgebet".

Und nun ſpricht der Kaiſer zu ſeinen Soldaten. Er dankt ihnen für alles, was ſie bisher geleiſtet haben, gedenkt der unzähligen Opfer an Blut und Leben, die das deutſche Volk bisher ſo willig auf ſich genommen habe. Dann hebt er den



Digitized by Google

Feldmarschallstab in der drohenden Rechten empor und ruft mit gehobener, weithin vernehmbarer Stimme:

„Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich den Frieden mit den Spitzen eurer Bajonette diktieren kann."

Generaloberst v. Mackensen dankt dem Kaiser für seinen Besuch und gelobt im Namen seiner Untergebenen, daß die neunte Armee alles daransetzen werde, um das ihr bisher geschenkte Vertrauen des Kriegsherrn auch fernerhin sich zu erkämpfen und in Russisch-Polen durchzuhalten, solange es not tut. Brausend erschallt ein dreifaches „Hurra!" durch den Park, während in der Ferne, an der Bzura, schwacher Geschützdonner zu vernehmen ist und über der Versammlung ein deutscher Flieger surrend seine Kreise zieht. Da in den letzten Tagen sich mehrmals russische Eindecker bis in die Nähe gewagt hatten, so fliegt während des ganzen Feldgottesdienstes der Flieger über unseren Köpfen hin und her, um etwaige russische Luftbesuche abzuhalten. Für alle Fälle stehen auch Maschinengewehre bereit.

Nach der weihevollen Andacht läßt der Kaiser seine Truppen an sich vorbeimarschieren. Die kräftigen Gestalten unserer unermüdlichen Krieger recken sich auf, als sie im Paradeschritt vorbeiziehen — ein fast rührender Anblick. Aus den Blicken der Leute spricht das feierliche Gelöbnis, nicht zu wanken und zu weichen bis zum letzten Atemzuge. Die Regimentsmusik spielt die alten Weisen vom „Fridericus Rex" mit dem tröstlichen Zwischensatz:

„Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Woher nähmen die Könige ihre Soldaten dann!"



Digitized by Google

Noch viel gibt es zu tun hier südlich der Weichsel und vor Warschau. Mögen die Worte des Volksliedes sich bewahrheiten und recht viele Russenkugeln ihr Ziel verfehlen!

Der Feldgottesdienst bei dem Fürstenschlosse in Polen gehört zu den erhebendsten Eindrücken, die in dieser großen, weltbewegenden Zeit auf mich einstürmten.

## Polens Freude über den Sieg in Masuren.

Lodz, 17. Februar.

Es herrschte heute hier in der Stadt um die Mittagstunde eine besondere Stimmung. Wie alltäglich wogten die zumeist so träge einherschlendernden und gleichgültig dreinschauenden Menschen die Petrikauer Straße auf und ab. Sie waren nicht einmal festlich gekleidet und bezeugten nicht eine lebhafte Freude, und doch war das Bild ein ganz überraschend anderes. Auf allen Gesichtern lag es wie das Aufleuchten einer befreienden Hoffnung. Anfänglich glaubte ich, die Frühlingssonne, die seit gestern über das Land ihre auftauenden und die Erde durchwärmenden Strahlen ergießt, habe eine Wandlung in den Menschen erzeugt. Ein paar Schritte weiter, und ich wußte die frohe Veranlassung, welche die Bevölkerung der Stadt so stark erregte. Die amtliche Bekanntmachung der Obersten Heeresleitung über den Sieg der Deutschen an der masurischen Seenplatte war hier eingetroffen und durch Anschlag an verkehrsreicher Stelle und bald darauf durch die Mittagsblätter, auch die polnischen, mitgeteilt worden. Hier und dort steckten die Leute die Köpfe zusammen und redeten lebhaft, aber halblaut und schüchtern um sich blickend aufeinander ein, als befürchteten sie, von russischen Spionen belauscht



Digitized by Google

zu werden. Andere wieder hielten nicht zurück mit vernehmbaren Äußerungen der Freude darüber, daß die Gefahr einer Rückkehr russischer Armeen nach Polen, an die einige Verzagte wohl im stillen immer noch geglaubt hatten, nunmehr endgültig gebannt sei. Die Lodzer Bürger sahen jeden seines Weges daherkommenden deutschen Soldaten mit einem Blicke an, der zu sagen schien: Das sind die, die uns Frieden und Befreiung bringen werden!

Und das in Feindesland! Es war ein kleines, aber ganz eigenartiges Stimmungsbild. Spricht nicht aus ihm die Geschichte langer Jahrhunderte? Die Tragödie eines rechtlos gewordenen und durch brutale Gewalt entmündigten Volkes?

Noch wissen die Polen nicht, was mit ihrem schwer heimgesuchten Lande geschehen wird. Es darf und soll auch nicht meine Aufgabe sein, vorzeitige Schlüsse zu ziehen oder Vermutungen auszusprechen. Aber daß es anders wird wie bisher, das hofft hier ein jeder!

Mit staunenswerter Gewandtheit hatte die Heeresleitung ihre gewaltigen und jetzt so glänzend geglückten Pläne zu verschweigen gewußt. Wohl wunderte sich der Kundige, hier plötzlich allerhand bisher nicht gesehene Uniformen auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden zu sehen. Man munkelte allerdings von „Truppenverschiebungen", aber niemand ahnte, nach welcher Richtung hin und zu welchem Zwecke sie erfolgen würden. Jetzt wissen wir es — und jetzt weiß es ganz Polen! Daß die glänzenden Siege in Ostpreußen und in der Bukowina, bei ununterbrochenem, wenn auch geplant ruhigem Vorarbeiten der Armee Mackensen hier vor Warschau auf die taktische Lage in Russisch-Polen nicht ohne Einfluß bleiben können, das denkt sich auch „ein Seifensieder". Und dies Gefühl gibt den geknechteten Menschen im Lande neuen Lebens-



Digitized by Google

mut und frische Kraft, sich aufzuraffen zu energischem Wirken, zu Hoffnungen auf eine baldige, sorgenfreie Zeit.

## Hinter der Front.

### Unsere Telegraphentruppen.

Russisch-Polen, im März.

Früher kaum geahnte Triumphe feiern in diesem Weltkrieg die Errungenschaften der modernen Technik, besonders der Telegraph und das Telephon. Beide wurden zu unentbehrlichen Bundesgenossen der Strategie und Taktik. Nur wer einmal, wie es mir vor kurzem möglich war, in das geistvoll durchdachte und bis ins kleinste praktisch geregelte Nachrichtenwesen der kämpfenden Armeen einen Blick tun durfte, kann sich eine richtige Vorstellung von der Fülle der Arbeit machen, die von unseren unermüdlichen Telegraphentruppen geleistet wird, und von der schweren Verantwortung, die auf ihnen lastet. Nur wenige Jahre nach ihrer Formation ist es ihnen schon vergönnt, sich vor dem Feinde zu bewähren. Des Vertrauens, das die Heeresleitung in sie setzte, haben sie sich vollauf würdig gezeigt, und die zahlreichen Auszeichnungen für Tapferkeit, die ihnen zugefallen sind, beweisen, daß ihre Wirksamkeit hinter der kämpfenden Front der Gefechtstätigkeit der Truppen in vorderster Linie gleichwertig erachtet wird. Erst unlängst wurde einem Telegraphenarbeiter aus Kassel, unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldwebel, das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen, weil er beim Legen von Fernsprechleitungen im stärksten Kugelregen todverachtende Kühnheit bewiesen hat.



Digitized by Google

Gleich mit Ausbruch des Krieges treten Personal und Linien der Reichstelegraphie und der Fernsprecheinrichtungen innerhalb des deutschen Reichsgebiets in den Dienst der Militärbehörden. Wohl ist die Beförderung von Nachrichten der Zivilverwaltungen, sonstiger offizieller Dienststellen und der Bevölkerung dadurch von vornherein nicht völlig ausgeschlossen, jedoch in hohem Grade eingeschränkt, da militärische Dienstdepeschen auf allen Linien zuerst befördert werden und die Fernsprechleitungen der Armeeverwaltung ausschließlich zur Verfügung stehen, um einer mißbräuchlichen Benutzung zu Spionagezwecken vorzubeugen. Sind, nach Überschreitung der Reichsgrenze, unsere Truppen in Feindesland eingedrungen, so werden an die Reichslinien zunächst die Drähte der Etappentelegraphiedirektion angeschlossen — gleichzeitig für Telegraphie und Fernsprechbetrieb. Vorwärts der Etappe übernimmt dann die ganze Last weiterer Nachrichtenübermittelung die Armeetelegraphenabteilung.

Nachdem die Stationen mit dem erforderlichen Personal besetzt sind, werden die vom Feinde zerstörten Linien wieder benutzbar gemacht und, je nach Bedarf, auf den vornehmlich in Betracht kommenden Richtungen neue angelegt. Zu weiterem Ausbau nach dem Feinde zu werden Verbindungen zwischen dem Armeeoberkommando und den Armeekorps und Divisionen hergestellt, zum Teil unter Benutzung und Ausflickung schon vorhandener Linien, meist nur flüchtig über Häuser, Bäume, Stangen und dergleichen gebaut, soweit die Schnelligkeit der Offensive dies überhaupt zuläßt. Mitunter dienen sie ja nur einer ganz vorübergehenden Benutzung. Meistens finden allerdings Kabel Verwendung, weil bei dieser Art der Anlage Isolatoren gegen Ableitungen unnötig sind. Leitungen aus blankem Draht mit festem Gestänge



Digitized by Google

werden nur von der Armeetelegraphenabteilung eingerichtet, nicht von anderen, ähnlichen Formationen. Ihr stetes Bestreben muß es auch sein, die von den Armeekorps oder Divisionen nur flüchtig angelegten durch solche aus festem Gestänge zu ersetzen. Dadurch wird Personal und Material der Korpstelegraphenabteilungen frei und somit verfügbar zu weiterer Verwendung nach vorn.

Begreiflicherweise kann oft nicht der erwünschte nächste Weg gewählt werden, weil diese Strecke vom Feinde aus eingesehen werden könnte, und mehr als einmal ist es hier in Russisch-Polen schon vorgekommen, daß die Legung von Leitungen plötzlich abgebrochen und auf Umwegen abermals versucht werden mußte, weil der Gegner, vielleicht durch Flieger oder Verrat, Kenntnis von dieser Stelle erhalten hatte, an der gearbeitet wurde, und diese daher unter Feuer nahm.

Von den Korpskommandostellen muß vor allem Anschluß an die Divisionen, Brigaden und Artilleriestellungen bewirkt werden, ferner an die Magazine zur Regelung der Verpflegung und an die Führer der Kolonnen, um diese im Sinne der taktischen Operationen leiten zu können. Die Brigaden lassen dann durch Mannschaften, die aus den verschiedenen Truppenteilen im Frieden für diesen Dienst ausgewählt und ausgebildet werden, die telephonische Verbindung mit den vordersten Linien, bis hinein in die Schützengräben herstellen. Das Gerät ist so eingerichtet, daß es überall und für alle Formationen verwendbar ist. Fast durchgängig sind Hughes-Apparate im Gebrauch, weil deren Bedienung am schnellsten vor sich geht. Mit anderen, einfacheren Systemen könnte die Fülle der Gespräche nicht bewältigt werden. Einen wie bedeutenden Vorteil diese Vereinfachung der Anlage in ihrer Gesamtheit bietet, ist wohl ohne weiteres ersichtlich. Es kann



Digitized by Google

zum Beispiel aus dem Großen Hauptquartier nach den Schützengräben ohne Schwierigkeit gesprochen werden.

Hinsichtlich des Betriebes im allgemeinen ist noch zu bemerken, daß die Leitungen durch Mitteilungen der höheren Truppenführung an die unterstellten Kommandobehörden hauptsächlich in Anspruch genommen werden, und nur in Ausnahmefällen wählt man die zeitraubende und besonders bei den schlechten Wegeverhältnissen in Russisch-Polen wenig zuverlässige Übermittelung von Befehlen durch Radfahrer oder Meldereiter. Neben der schon erwähnten Versorgung der Truppe mit Munition und Lebensmitteln wird die Sammlung von Verwundeten und Kranken von den Sanitätsbehörden durch das Telephon geregelt. Auch werden Maßnahmen der letzteren gegen Seuchengefahren — eine hier im Osten sehr wichtige Frage — auf die gleiche Weise bekanntgegeben.

Selbstverständlich kommen oft Störungen der Leitungen vor, sei es durch elementare Gewalten, sei es durch die Bevölkerung. In Russisch-Polen, wo diese dem deutschen Militär nicht so feindlich gesinnt ist, wie in Belgien, sind böswillige Beschädigungen seltener, doch wurden auch hier bereits Leute dabei ertappt, daß sie die Drähte durchschnitten. Sie wurden zum Tode durch Erschießen verurteilt.

Um Unterbrechungen der Leitungen schnell zu ermitteln und den Schaden wieder gutzumachen, werden auf allen Stationen sogenannte Störungssucher — kleine Kommandos von drei bis fünf Mann — bereitgehalten zum sofortigen Aufbruch, entweder zu Fuß oder zu Pferd, zu Rad oder im Auto, sogar mit Schneeschuhen. Von zwei benachbarten Stationen bewegen sie sich aufeinander zu und suchen die Strecke ab, bis sie die schadhafte Stelle entdeckt haben. Oft



Digitized by Google

tritt dabei eine ganz außerordentliche Findigkeit der Leute zutage.

Dem vorgetragenen Gefecht folgen die Telegraphentruppen mit möglichst geringem Abstande und legen ihre Drähte mit größter Beschleunigung, um so zu ermöglichen, daß jede Gefechtslage nach rückwärts an die Führung schnellstens gemeldet werden kann. Besonders schwierig ist die Anlage natürlich bei Nacht, wo alles lautlos und ohne Licht geschehen muß. Und wie oft kommt es vor, daß nachrückende Mannschaften im Dunkel die Leitungen nicht bemerken und sie versehentlich zerreißen! Dann fängt die mühevolle Arbeit aufs neue an. Es darf auch nicht vergessen werden, daß meistens erst nach langen, anstrengenden Märschen die Telegraphenabteilungen ihre Tätigkeit beginnen. Und je schneller das Gefecht fortschreitet, um so schwieriger gestaltet sich natürlich ihre Aufgabe. Da gibt es kein Ruhen und Rasten. Bei einem Bzuraübergang der Württemberger wurde die Telephonverbindung nach rückwärts schon vor Beginn des Brückenschlags selbst unter heftigstem Feuer des gut gedeckten Gegners gelegt. In einem Hause der Brücke sah ich später auf der Fernsprechstation einen Klappenschrank, der überaus sinnreich mit den primitivsten Mitteln hergestellt war.

Besonders gefahrvoll ist der Betrieb auf den dem Feinde zunächst gelegenen Stationen während rückgängiger Bewegungen der Truppen, wie sie auch bei unserer gewaltigen Offensive aus besonderen Gründen mitunter nicht zu vermeiden sind. Da gilt es, auszuharren bis zum letzten Augenblick, damit so lange wie irgend möglich die vom Feinde sich loslösenden Verbände über die Bewegungen des letzteren unterrichtet bleiben können.

Ein Unteroffizier einer Armee-Telegraphen-Abteilung er-



Digitized by Google

zählte mir auf Veranlassung seines Vorgesetzten folgende interessante Episode: Deutsche und Österreicher kämpften vor R. in Russisch-Polen gemeinsam und erhielten den Befehl, vor den heranrückenden Verstärkungen der Russen eine weiter rückwärts gelegene Verteidigungsstellung zu besetzen. Die dem Feinde nächste Fernsprechstelle, welcher mein Gewährsmann vorstand, sollte um 5 Uhr 30 Minuten morgens abgebrochen sein. Als man sich gerade anschicken wollte, mit der Wegräumung zu beginnen, wird vom Armeeoberkommando ein Gespräch mit der Führung der österreichischen Truppen verlangt. Diese sehr wichtige Unterredung dauert lange. Sie erscheint dem in ernster Gefahr schwebenden Stationspersonal fast endlos. Es erhält Befehl, bis 7 Uhr 15 Minuten auf seinem Posten auszuharren. Dichter und dichter drängt der Feind heran. Es wird 6 Uhr morgens. Schon ist die Nachspitze der rückwärtigen Marschsicherung durchmarschiert und immer noch wird telephonisch verhandelt. Da endlich ertönt das erlösende Wort: Schluß! Mit rasender Schnelligkeit werden die Apparate, soweit sie nicht mehr zu retten sind, zerstört, und dem Personal der Station gelingt es noch, im Laufschritt eine Brücke zu erreichen, die dicht hinter den glücklich dem Feinde Entronnenen von den Pionieren in die Luft gesprengt wird.

## Ein Brückenschlag über die Bzura.

### Die Kämpfe der Württemberger am 17. Dezember 1914.

Kozlow Szlachecki, im März.

Drei Monate schon liegen die folgenschweren und interessanten Vorgänge, deren genauere Kenntnis ich Mitkämpfern verdanke, hinter uns. Längst hat sich an der Bzura



Digitized by Google

die taktische Lage wesentlich verändert — erfreulicherweise sehr zu unseren Gunsten, wenn auch erst nach blutigem Ringen. Unsere Truppen haben mit unsäglichen Mühen sich vorwärts gearbeitet und die, die damals am 17. Dezember vergangenen Jahres den Fluß bei Kozlow Szlachecki unter heißen Kämpfen überschritten, sind schon vor Wochen auf anderen Stellen des östlichen Kriegsschauplatzes erfolgreich eingesetzt worden. Und wie es den Russen an genanntem Tage erging, wissen sie selbst wohl am besten! Ich kann daher, ohne den Vorwurf gefährlicher Indiskretion auf mich laden, freimütig von Vergangenem sprechen und nachträglich, aber nicht zu spät, die kurzgefaßte Drahtnachricht der Obersten Heeresleitung illustrieren. Um so lieber tue ich dies, als ich in der Bezeichnung von Ortlichkeiten mir diesmal weniger Beschränkung aufzuerlegen nötig habe und deshalb auch Einzelheiten berichten darf, die in der Heimat bisher unbekannt geblieben sind.

Ein Detachement unter General von Teichmann, bestehend aus der 1. Kompagnie des Pionier-Bataillons Nr. 13, dem Infanterie-Regiment Nr. 119 und Teilen des Korpsbrückentrains XIII. Armeekorps, sowie der notwendigen Aufklärungs-Kavallerie erhielten vom Herzog von Urach, dem Kommandeur der 26. Division, den Befehl, am 17. Dezember den Übergang über die Bzura bei Kozlow Szlachecki zu erzwingen. Beim „Gut" sollte eine Brücke geschlagen werden und etwa in Höhe der Dorfkirche sollten Teile des Detachements auf Pontons über den Fluß setzen, um den Brückenschlag zu sichern.

Das trübe Dunkel einer sternlosen Nacht erleichterte die unbemerkte Annäherung an den Fluß, erschwerte aber gleichzeitig die scharfe Beobachtung des Gegners, der das dichte Gehölz östlich von Kozlow Szlachecki stark besetzt und in dem nach der Bzura zu abfallenden, dünenartigen Gelände mehrere



Digitized by Google

Reihen von Schützengräben hintereinander ausgeworfen hatte. Die Absicht, den bei Borzymow stehenden Feind in seiner rechten Flanke zu bedrohen, mag wohl der Grund gewesen sein, an der genannten Stelle den Flußübergang zu befehlen, obwohl er gerade dort nicht leicht zu bewerkstelligen ist. Die Ufer erheben sich hoch, an einigen Stellen fast senkrecht über dem Wasser und bis nahe an den Fluß herantretende Waldstücke bieten die Möglichkeit gedeckter Aufstellung der Maschinengewehre bei gutem Schußfeld.

„Freiwillige vor!!" Wie schon so oft in Ost und West, sind auch in dieser Nacht unsere Pioniere furchtlos voran! Zwei Offizierpatrouillen der 1. Kompagnie des 13. (württembergischen) Bataillons mit einigen Kavalleristen reiten, ohne ein Wort zu reden, soweit es ratsam erscheint, nach vorn, dann steigen sie ab und kriechen möglichst geräuschlos, oft auch in sprunghaftem Vorgehen, von Deckung zu Deckung. Der Weststrand der Bzura muß erreicht werden! Es gelingt, wenn auch das Heranschleichen der Patrouillen vom Feinde an einigen Stellen nicht unbemerkt geblieben ist. Dann und wann blitzt ein Schuß auf. Das unheimliche Pfeifen der Flintenkugeln durch die Stille der Winternacht mahnt zu erhöhter Vorsicht. Wie Gespensterschatten huschen unsere Patrouillen dahin. Ein Mann fällt, ein tüchtiger Gefreiter, der Unverzagtesten einer. Zu Füßen des Standbildes eines Heiligen beim Gute Kozlow Szlachecki ruht er nun aus, der Tapfere, den das Eiserne Kreuz nicht mehr schmücken sollte, das seine Vorgesetzten für ihn bereits erbeten hatten. Daß doch immer die Besten zuerst fallen müssen!

Nun gilt es, die Pontons vorzuziehen! Unter dem heftigsten Feuer des Feindes werden die schweren Kähne herangefahren. Sechs Pferde fallen — doch weiter, weiter! Nur etwa



Digitized by Google

200 Meter vom Ostrand des Flusses entfernt richten die Russen aus sicherer Deckung ein mörderisches Feuer auf unsere Truppen. Endlich stehen auch einmal Trainfahrer, deren große Verdienste zumeist „im Stillen bleiben" und daher nur selten gebührend gewürdigt werden, vor den Flintenläufen unseres Feindes. Mehrere von ihnen erwarben sich in jener Nacht das Kreuz von Eisen! Bald sind die Pontons am Ufer angelangt und gleiten lautlos hinab in den schlammig und träge dahinströmenden Fluß. Ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 119 wird übergesetzt. Die totbringenden Geschosse sausen nur so um die Eisenleiber der Kähne und schlagen klatschend in das Wasser, daß es hoch aufspritzt! Einige Pioniere, die als die ersten das jenseitige Ufer erreicht haben, gerieten mit den Russen ins Handgemenge und mußten sich schwimmend in ihrer schweren Bekleidung auf das westliche Ufer zurückretten, obwohl sie mehrere Bajonettstiche im Leibe hatten. Die Russen weichen zurück und verschwinden in ihren Schützengräben. Fünf Pioniere fallen! Vorwärts, vorwärts! Fast übermenschlich ist die Energie unserer Leute, die trotz Kälte, Wind und Regen, trotz fortwährender, die Nerven aufreibender Wachsamkeit, trotz fast täglicher Kämpfe keine Erschöpfung zu kennen scheinen. Drüben, auf dem anderen Ufer, ist nun das Bataillon und blitzschnell in breiter Front zum Feuergefecht entwickelt. Der vielfach sandige Boden erleichtert das schnelle Auswerfen von Deckungen und unter dem Schutze eines wohlgezielten Feuers der mutigen Schwaben geht der Brückenschlag, trotz des Dunkels der Nacht, mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich. Früh 4 Uhr ist er glücklich beendet, geradezu unter den Augen des Feindes, dessen Artillerie während des ganzen Kampfes vollständig versagt hatte. Nicht ein Schuß störte den Brückenbau der Deutschen, was um so



Digitized by Google

verwunderlicher ist, als die russische Artillerie sonst sehr scharfe Beobachter hat.

Über die neue Brücke wurden zunächst sechs weitere Kompagnien Infanterie auf das jenseitige Ufer des Flusses gebracht, die unverzüglich ein vernichtendes Feuer gegen die feindliche Stellung eröffneten, unterdessen fuhr Artillerie auf und griff sofort in das Gefecht ein. Mittags 1 Uhr erfolgte dann der Sturmangriff auf die russischen Schützengräben mit unwiderstehlicher Wucht! Sehr schwer waren die Verluste des Feindes an Toten und Verwundeten. Sechshundert Gefangene und sechs Maschinengewehre fielen in die Hände der tapferen Württemberger, die in unaufhaltsamem Vorwärtsdrängen den Angriff immer weiter vortrugen, bis er erst am Wald von Zakrzew und am Bahndamm der Linie Lowicz-Sochaczew zum Stillstand kam. Der linke Flügel wurde bis an die Bzura zurückgebogen — und allmählich sank die Nacht hernieder.

Aber Ruhe gab es nicht für die Tapferen! Manchem jugendlichen Kämpfer fielen wohl einmal vor Ermattung die Augen zu, als er nunmehr zwischen Leichen, deren Gesichter das bleiche Mondlicht grauenhaft verzerrte, schußbereit das Gewehr im Arm, in den schwer eroberten Schützengräben des Feindes stand. Es galt, den mit voller Sicherheit erwarteten Gegenstoß der Russen abzuwehren, der auch tatsächlich des Nachts erfolgte und die vordersten Linien unserer Stellung an einigen Punkten zu erreichen vermochte. Für kurze Zeit nur! Blutig brach dann der geplante russische Durchbruch im unfehlbaren Feuer der Württemberger zusammen.

Mit Tagesgrauen begann das Ringen aufs neue, an dem sich nun auch die feindliche Artillerie beteiligte. Ein Ponton wurde zweimal von ihren Geschossen getroffen und ein an-



Digitized by Google

deres wies am Abend des zweiten Gefechtstages nicht weniger als 176 Treffer von Infanterie- und Artilleriemunition auf — ein deutlicher Beweis für die Heftigkeit des Feuers, mit dem die Russen unsere Truppen überschütteten. Dem gewaltigen Feuer unserer schweren Geschütze konnte der Feind nicht länger widerstehen. Ein ganzes Infanterie-Regiment lief über zu den wackeren Schwaben, die sich „nit forchten". Furchtbar muß der Anblick der mit Leichen angefüllten russischen Schützengräben gewesen sein: Offiziere, die den Kampf mitgemacht haben, dachten jetzt noch, nach langen Wochen voll neuer Eindrücke, mit Grausen an jenes furchtbare Bild, das allenfalls die Kunst eines Wereschtschagin mit ihrem unerbittlichen Drange nach unverhüllter Wahrheit hätte wiedergeben können.

Etwa 400 Meter östlich der Bzura, gerade dort, wo der Kampf am wildesten tobte, steht ein einzelnes Haus, weithin leuchtend mit seinem weißen Anstrich. Die Russen hatten es besetzt, aber kein Schuß fiel aus seinen Fenstern. Rätselhaft! Was sollte dies Schweigen der Gewehre bedeuten? Aber im Besitz des Feindes durfte es keinesfalls bleiben! Infanterie und Pioniere griffen das Gebäude an und, als sie hineindrangen, fanden sie 46 tote Russen. Die übrigen streckten die Waffen, sichtlich froh, daß sie mit dem Leben davongekommen waren.

Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wieviel ehrende Auszeichnungen für ihr tapferes Verhalten an diesen blutigen Tagen der Infanterie und Artillerie zuteil geworden sind, aber ich weiß, daß der 1. Kompagnie des wackeren Pionier-Bataillons Nr. 13, der der schwierigste und gefahrvollste Teil der Arbeit zugefallen war, reichste Anerkennung wurde. Bis vor wenigen Wochen, als ich die Kompagnie besuchte, waren ihr im Verlaufe des Feldzugs 52 Eiserne Kreuze



Digitized by Google

zweiter Klaſſe, 1 Ritterkreuz erſter Klaſſe des Friedrichsordens, zwei Ritterkreuze zweiter Klaſſe derſelben Auszeichnung, 2 württembergiſche Militärverdienſt-Medaillen in Gold und 11 in Silber verliehen worden. Den Hauptmann und Kompagniechef ziert das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe.

In der Geſchichte der Kompagnie wird der 17. Dezember 1914 bei Kozlow Szlachecki ein unvergängliches Ruhmesblatt ſein.

## Volk und Heer.

### Ein Stimmungsbild.

Lodz, 10. März.

Kein wichtiges Ereignis habe ich heute zu berichten, nur ein faſt alltäglich oder doch mindeſtens wöchentlich einmal ſich wiederholendes und uns daher bei der ſiegreichen Oſtarmee ſchon gewohntes Vorkommnis, das mir aber in ſeinen eigenartigen und für die Volksſtimmung charakteriſtiſchen Begleiterſcheinungen doch einer flüchtigen Skizzierung nicht unwert erſcheint.

Elf Uhr vormittags. Ein ſtrahlender, wenn auch nicht wärmender Winterſonnenſchein lag über der Stadt. Da naht ſich, von Norden her, durch die Petrikauer Straße ein langer, ſchier unabſehbarer Zug — es waren ruſſiſche Gefangene, wohl an die 700, aus allen Waffengattungen, durchweg bekleidet mit dem braungrauen, langen Mantel, allenfalls an den Mützen nur erkennbar die verſchiedenen Truppenteile. Vor der Spitze zwei Jäger zu Pferde, zum Schluß zwei Küraſſiere, prachtvolle Geſtalten, und zu beiden Seiten der Kolonne, immer in Abſtänden von etwa zehn Schritt, Landwehr-Infanteriſten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Kaum zwanzig



Digitized by Google

Leichtverwundete waren unter den Gefangenen, so daß ich mich zu der Annahme berechtigt glaubte, meist Leute vor mir zu sehen, die freiwillig die Waffen von sich geworfen hatten. Stumpfsinnig und verständnislos starrten sie auf das buntbewegte Treiben ringsherum. Ihre Kleidung, besonders das Schuhwerk — die Wäsche sah ich ja, Gott sei Dank, nicht! — war schmutzig und abgerissen. Ich hatte also offenbar Mannschaften vor mir, an denen die Spuren mehrmonatlichen Liegens in den Schützengräben deutlich wahrnehmbar waren, und nicht frischen Nachschub, von dessen Unerschöpflichkeit hier vor Warschau immer gefabelt wird. Ich glaube schon längst nicht mehr an die grobe Lüge von Rußlands riesenhaften, bei Warschau zusammengezogenen Verstärkungen.

Das Bild war mir, wie gesagt, durchaus nicht neu. Ich sah schon weitaus größere Transporte, nie aber einen, der so am hellen Mittag durch die verkehrsreichste Straße der Halbmillionen-Stadt geführt wurde, und beobachtete darum weit schärfer, als die russischen Soldaten, die Lodzer Bürger selbst. Schließlich war es doch eine, wenn auch verschwindend kleine und bedeutungslose Szene aus einer welterschütternden Tragödie, die sich da vor ihren Augen abspielte.

Mit ganz unbegreiflicher Gleichgültigkeit sahen die Polen die Verteidiger (!) ihres Vaterlandes dahinziehen in die Ferne, in Feindes Land! Einige Männer von anscheinend russenfreundlicher Gesinnung eilten schnell vorüber, die Blicke geradeaus gerichtet und nur mitunter unauffällig und flüchtig nach dem Zuge der Gefangenen schauend. Hie und da hörte man recht lieblose, meist spöttische Bemerkungen aus der Menge. Ein paar Schuljungen und Backfische blieben stehen und — lachten. Die Mehrzahl aller Vorübergehenden schien das Bild, das sich ihren Augen bot, völlig kalt zu lassen.



Digitized by Google

Was wäre wohl bei uns geſchehen, wenn man deutſche Männer auf deutſchem Boden gefangen und in ſolchen Scharen vorübergeführt hätte? Ich darf mir die Antwort auf dieſe Frage wohl erſparen.

Die Petrikauer Straße iſt über ſechs Kilometer lang, kreuzt mehrere Marktplätze und iſt ſtets außerordentlich belebt. Reichlich viel Polen iſt alſo Gelegenheit gegeben, Transporte von Gefangenen, die ſich durch dieſe große Verkehrsader bewegen, ſehen zu können. Ich will unſern Militärbehörden keine Vorſchläge machen, vielleicht aber überlegen ſie ſich doch, ob es nicht von moraliſchem Wert ſein könnte, dem „verehrungswürdigen Publikum" von Lodz öfters derartige Freivorſtellungen zu bieten.

## Im Zarenſchloß von Skierniewice.

Ruſſiſch-Polen, 14. März.

Nicht allzuoft ſcheint „Väterchen" zu ſeinen lieben Polen zu kommen. Weilte er häufiger hier im Lande, dann ſähe es wohl etwas anders aus um ſeinen Herrenſitz auf dem waldigen Weſtufer der Rawka. Dann hätte gewiß des Zaren begreifliche Furcht vor den Menſchen alle die Häuſer und Hütten kleiner Bürger und Bauern, die ſich bis unmittelbar an den Schloßpark herandrängen, längſt dem Erdboden gleichmachen laſſen, um hinter dieſer trennenden Kluft das Gefühl größerer Sicherheit vor ſeinen getreuen Untertanen haben zu können.

Das im Verlauf der letzten Kriegsereigniſſe öfters genannte Städtchen Skierniewice, an der Eiſenbahn von Warſchau nach Wien gelegen, hat etwa 8000 Einwohner, die vielfach dem Gerbereibetrieb ihren Lebensunterhalt verdanken. Der



Digitized by Google

Ort macht einen weit freundlicheren Eindruck, als die übrigen Flecken des Landes, die ich bisher besucht habe. Die Häuser sind — äußerlich wenigstens — sauberer und die Straßen besser gepflegt. Auch die Einwohner sehen freundlicher, fast, möchte ich sagen, intelligenter aus, soweit ich nach einem nur flüchtigen Besuch ein Urteil darüber mir anmaßen darf.

Eigentlich ist die Bezeichnung „Schloß" für diesen Edelsitz nicht ganz zutreffend. Zu einem Kaiserschloß, wie die Phantasie es sich gewöhnlich auszumalen pflegt, fehlt ihm die Großartigkeit der ganzen Anlage von außen, sowie die majestätische Höhe und Weite der Säle und Hallen im Innern, und für ein lustiges Jagdschloß oder die verschwiegene Stätte idyllischer Träumereien mangelt ihm das Heimliche und Trauliche weltentrückter Einsamkeit. Aber freundlich steht es da mit seinen weißleuchtenden Mauern vor dem tiefdunkeln Grün unabsehbarer, wildreicher Waldungen — eine Oase in dieser sonst aller Reize baren Einförmigkeit der polnischen Landschaft.

Einstmals sahen die Augen Europas auf Skierniewice, ein paar Tage lang. Das war, als in der Zeit vom 15. bis 17. September 1884 die Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland dort zusammentrafen. Und jetzt? Difficile est satiram non scribere. Der Herrscher aller Reußen weilt hoch oben im Norden seines ungeheuren Reiches, und bei den Fasanerien seines polnischen Schlosses läßt ein höherer deutscher Kommandostab es sich so wohl sein, wie des Krieges schwere Zeit es eben gestattet. Im Städtchen Skierniewice könnte man sich in eine etwas dicht belegte Ortsunterkunft während der Herbstübungen unserer Truppen versetzt glauben, wenn nicht von der Rawka der dumpf rollende Donner der Geschütze und das nervenzermürbende Knattern der Maschinengewehre durch den Frieden des Schloßparks ertönte.



Digitized by Google

Hätte ich doch ein paar Dutzend Polen aus Lodz mit dorthin nehmen können! Einige von den russenfreundlichen oder von den ängstlichen, jeder Lüge, auch der dümmsten, zugänglichen, die immer noch nicht recht an die deutschen Siege und die völlig erlahmte Offensive der Russen vor Warschau glauben wollen. Als ich einem Kaufmann so nebenbei erzählte, ich führe tags darauf nach Skierniewice, da sah er mich ganz erschrocken an und meinte: „Aber Herr, dort stehen ja die Russen!“ Und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, was sicherlich nicht einmal unsere Heeresleitung weiß und ich ihr daher nicht länger vorenthalten möchte: Die Deutschen hätten kürzlich unter dem Schutz der nächtlichen Dunkelheit versucht, einen 10 km langen Gang bis unter das Zarenschloß zu graben, um dieses in die Luft zu sprengen. Ihr Vorhaben sei jedoch, als sie so ungefähr 8 km weit unter der Erde vorwärtsgedrungen waren, von den Russen entdeckt worden. Da hätten letztere schnell das Wasser der Rawka in den Minengang abgelenkt und die Deutschen — ganze Kompagnien! — seien elend ertrunken. Man habe dann einfach den unterirdischen Graben zugeworfen und kein Mensch habe sich um die Bergung der Leichen gekümmert.

Solche und oft noch schlechter erfundene Märchen glaubt allen Ernstes ein Teil der törichten Bevölkerung noch immer und läßt sich durch keine Vernunftgründe zu besserer Einsicht bekehren! Als ich auf die erst vor einigen Tagen erfolgte Gefangennahme zahlreicher Russen bei Rawa, südöstlich von Skierniewice, hinwies, die man doch, für jedermann sichtbar, in mehreren großen Trupps durch die Hauptstraße von Lodz geführt habe, um sie auf dem jetzt wiedereröffneten Kalischer Bahnhofe zum Abtransport nach Deutschland zu verladen, da zuckte der im übrigen sogar der gebildeteren Klasse angehö-



Digitized by Google

rige Mann ungläubig mit den Schultern und sagte, das seien ja immer wieder dieselben Leute gewesen; man wolle den Einwohnern der Stadt durch diese sich wiederholende Komödie nur Sand in die Augen streuen und die eigenen Verluste an Toten und Verwundeten, die man hier sehr genau kenne, nur zu verschleiern suchen. Ja! Ja! Man hat von unsern Feinden im Westen etwas gelernt und lügt hier ebenso frech wie diese, nur noch ungeschickter, alberner.

Derartigen Vorkommnissen sollte man nicht gleichgültig gegenüberstehen und in ihnen nur das leere Geschwätz einer unaufgeklärten Masse erblicken. Es sind Symptome, die man nicht übersehen darf. Was auch späterhin aus diesem Lande werden möge, sie schaden dem Deutschtum und seinen Vorkämpfern hier weit mehr, als der mit der Seele dieses Polenvolkes Unbekannte ahnt! Sie untergraben das Ansehen der deutschen Fabrikanten, durch die allein Lodz und seine Umgebung zu einem so gewaltigen Industriegebiet geworden ist.

Die Stellung der Deutschen bei Skierniewice ist fest und sicher, und wenn es dort auch manchem Draufgänger hinterm warmen Ofen und überklugen Biertischfeldherrn immer noch nicht schnell genug vorwärts geht, so wird unsere Heeresleitung im Osten schon wissen, warum sie nicht zu energischerer Offensive schreitet. Man braucht kein großer Taktiker zu sein, um zu begreifen, daß dem gewaltigen Druck nördlich der Weichsel und den Erfolgen bei Rawa und in den Karpathen auch vor Warschau die Russen werden nachgeben müssen. Also — Geduld!

Wie friedlich liegt der kaiserliche Forst von Skierniewice da! Man sieht nicht, wie bei Czenstochau, große Waldstrecken, wo alles Holz abgeschlagen ist und die Baumstümpfe im Mondenschein wie die weißen Leichensteine eines ungeheueren



Digitized by Google

Kirchhofs leuchten. Aber dringt man tiefer hinein in das Dunkel der Tannen und Fichten, da zeugt manches Grab von blutigen Kämpfen. Mit tiefer Ergriffenheit stand ich vor dem schlichten Erdhügel, unter dem, wie ein roh gezimmertes Kreuz meldet, ein Regimentskommandeur und sein Adjutant ruhen.

Auch in den Waldungen des Zarenschlosses hat praktischer Sinn unter dem Drange der Gefahr bombensichere Erdwohnungen geschaffen, wie ich sie in ähnlicher Weise an der Bzura sah und geschildert habe. Da gibt es eine „Villa Granatenheim", ein „Asyl für Obdachlose" und wie die witzigen Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, die der immer frische Soldatenhumor den Höhlen gegeben hat.

Hochinteressant war die Artilleriestellung bei Skierniewice, geradezu malerisch schön, was ihre Wirksamkeit aber anscheinend in keiner Weise beeinträchtigt — ein herrlicher Vorwurf für unsere Kriegsmaler! Aber sie müssen sich beeilen, wenn sie alles noch so vorfinden wollen wie ich. Leider muß ich von einer näheren Schilderung der Stellung absehen.

## Im wiedererwachenden Lodz.

Lodz, im März.

Seit ich um Weihnachten herum über die Stimmung der hiesigen Bevölkerung und die Maßregeln der deutschen Verwaltung berichten durfte, hat sich das äußere Bild der Stadt natürlich nur wenig verändert, es strömt aber ohne Zweifel das Leben weit reger als damals durch die langen, meist schnurgeraden Verkehrsadern der großen Kleinstadt. Wenn auch von einer Rückkehr zu normalen Verhältnissen vorläufig noch nicht die Rede sein kann, so bessern sich Handel



Digitized by Google

und Wandel doch zusehends, und es ist überhaupt interessant, als nicht unmittelbar Beteiligter, gewissermaßen aus der Vogelperspektive, dieses Wiedererwachen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens beobachten zu können. Die Stadt, zumal die innere, hat, obwohl die hitzigsten Kämpfe sie wochenlang umtobten, nur verhältnismäßig wenig unter dem Feuer der Artillerie gelitten. Immer weiter nach Osten, auf Warschau zu, hat die IX. Armee die Russen geworfen, und je ferner der Donner der Geschütze ertönte, um so ruhiger wurde Lodz. Dann kamen, erst unlängst, die gewaltigen Siege der Verbündeten in Ostpreußen und in der Bukowina und stärkten in den Herzen der schwer geprüften Bewohner von Stadt und Umgebung die anfänglich nur leise Hoffnung zur tröstlichen Gewißheit, daß die Kriegsgefahr nun für immer vorüber sei.

Um so komischer muß unter solchen Verhältnissen folgende, auch hier bekanntgewordene, aus Petersburg stammende Havas-Meldung wirken: „Die Nachrichten von der Räumung von Lodz bestätigen sich. Die Deutschen bringen auf alle Fälle die Depots ihrer Intendantur nach Kalisch. Der Bahnhof von Lodz ist voll von feindlichen Truppen." (!)

Die Tage werden länger, und dadurch wird der Mangel an Beleuchtungsmaterial, der immer noch sehr erheblich ist, weniger fühlbar. Tauwetter trat ein, nach kurzem Winterfrost, und scheint auch anhalten zu wollen. Das verringert den Bedarf an Kohle und Holz nicht unwesentlich. Licht und Wärme werden neuen Lebensmut geben.

Dazu kommt Hilfe von innen und außen.

Die nach der Einnahme zuerst allein anwesende Militärbehörde sorgte vom ersten Tage an unermüdlich für peinlichste Ordnung. Wenn man ihre Erlasse liest, glaubt man, nicht



Digitized by Google

in Russisch-Polen zu sein. Seit dem 1. Februar müssen sogar alle Anschläge, Reklamen, Prospekte, Veröffentlichungen usw., die angeschlagen werden oder für den allgemeinen Gebrauch bestimmt sind, in deutscher Sprache gedruckt werden; daneben ist die polnische oder russische Sprache zugelassen.

Der weitere Ausbau der städtischen Verwaltung in Lodz sowohl, wie in den anderen von uns besetzten Ortschaften bleibt den vor einigen Wochen ernannten Zivilbehörden vorbehalten, deren Zusammensetzung durch die amtlichen Mitteilungen ja bekannt ist, und deren Wirkung sich bereits fühlbar macht. Das Zentralbürgerkomitee von Lodz erweist sich ohne Zweifel ebenfalls als eine sehr segensreiche Einrichtung, und die selbstlose Betätigung seiner Mitglieder zum Wohle der Stadt verdient vollste Anerkennung.

Überall regt sich der Wohltätigkeitssinn. Die Hilfsaktionen, die von dem Fürsten Hatzfeld und dem inzwischen verstorbenen Erzbischof von Posen, Dr. Likowski, zugunsten der Einwohner Polens in die Wege geleitet worden sind, werden sicherlich viel Elend lindern. Unlängst weilten hier auch drei Amerikaner im Auftrage der Rockefeller-Stiftung, die „als Vorarbeit zu einer im großen Stil gedachten Hilfsaktion zugunsten der armen Bevölkerung des von den deutschen Truppen eroberten Gebiets" an Ort und Stelle persönliche Erkundigungen einzogen.

Die beiden in Lodz erscheinenden deutschen Zeitungen werden von der deutschen Verwaltung sachgemäß überwacht. Von verschiedenen, zu militär- und zivildienstlichen Zwecken eingerichteten Häusern wehen Fahnen in den deutschen Landesfarben. Deutsche Gendarmen zu Fuß und zu Pferd patrouillieren die Straßen auf und ab. Kraftwagen unserer Truppen durchfahren ununterbrochen die Petrikauer Straße. Wachen und



Digitized by Google

Posten durchqueren sie. Fast könnte man sich in eine deutsche Stadt versetzt glauben, wenn nicht . . .! Ja, der „Wenn's" gibt es da viele. Es sind weit weniger der Typus der Einwohner und die fremde Sprache, die uns sagen, wo wir sind, als das Fehlen gewisser feinerer Lebensbedingungen und einfachster Annehmlichkeiten, auf die man als Mensch von europäischer Kultur nun einmal nicht verzichten will. Lodz hat gegen 600 000 Einwohner, aber keine Kanalisation und keine berufsmäßige, nur eine freiwillige Feuerwehr, die noch dazu, trotz ihres Eifers, mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Diese beiden Angaben mögen hier genügen. Sie sprechen Bände.

Seit im Jahre 1854 der Großindustrielle Carl Scheibler hier erschien und auf seine Anregung hin in der Weberei sich der bedeutungsvolle Umschwung von der Handarbeit zum mechanischen Betrieb vollzog, ist Lodz ausschließlich Fabrikstadt geworden. Von der Tuch- und Baumwollindustrie lebt der größte Teil seiner Bewohner, und man hat die Stadt oft das „polnische Manchester" genannt. Die mit Beginn des Krieges geschlossenen Fabriken beginnen jetzt allmählich ihre Tätigkeit wieder. Wenn erst eine regelmäßige und ausreichende Zufuhr von Kohle gewährleistet ist, wird der Betrieb wieder in vollem Umfange aufgenommen werden können. Auch in dem nahegelegenen Fabrikort Zgierz, dem der Polizeipräsident von Lodz seine Hilfe bei Anschaffung von Heizmaterialien zugesagt hat, beginnt das Leben in den Fabriken sich aufs neue zu regen. Sind der ärmeren Bevölkerung erst wieder einträgliche Arbeitsmöglichkeiten geschaffen, dann ist man über den Berg hinweg. Das aber hängt eben in erster Linie von der Kohlenzufuhr ab. Beinahe wäre sogar das Lodzer Elektrizitätswerk zur Betriebseinstellung gezwungen worden,



Digitized by Google

wenn nicht noch in letzter Stunde ein großer Kohlentransport den regelmäßigen Betrieb für längere Zeit gesichert hätte. Auch verschiedenen Badeanstalten, die ganz oder zeitweise schließen mußten, ist durch das Entgegenkommen der Behörde die Beschaffung von Heizmaterialien und somit die Wiedereröffnung ermöglicht worden.

Holzdiebstähle sind an der Tagesordnung, und täglich sieht man in den Straßen arme Frauen, die ein oder mehrere Scheite Holz, mit Stricken zusammengebunden, auf dem Rücken fortschleppen. Wohl in den wenigsten Fällen würden die Leute den rechtmäßigen Erwerb nachweisen können. Die Gutsbesitzer lassen es vielfach schon stillschweigend geschehen, daß man ihre Wälder ausplündert. Im städtischen Walde wurden unlängst an einem Vormittag 180 Klafter Holz weggetragen. Es kam zwischen den Wächtern und den Räubern zu einer Schlägerei, und vierzig bewaffnete Milizianten mußten aufgeboten werden, um die Menge auseinanderzutreiben. Schreckschüsse der Waldaufseher haben ihre Wirkung längst verfehlt, und so feuert man auf die Diebe. Kein Tag geht ohne Blutvergießen vorüber. Oft werden die Holzfuhren auf dem Wege zur Stadt vom Mob überfallen und beraubt.

Auch Berichte über sonstige Verbrechen füllen täglich ganze Spalten der Zeitungen, besonders Berichte über Diebstähle. So verurteilte, um nur einen Fall anzuführen, das Feldgericht der Etappenkommandantur Pabianice an einem Tage allein siebzehn Personen wegen Diebstahls zu drei bis neun Monaten Gefängnis. Falschmünzern ist man vielfach auf die Spur gekommen und hat ihnen ihr sauberes Handwerk gelegt. Über eine scherzhafte Nachahmung von Papiergeld weiß ein hiesiges Blatt zu berichten. Es schreibt: „Dieser Tage



Digitized by Google

wurde in unserer Stadt ein gemalter 50-Mark-Schein angehalten, der nicht auf dem üblichen Wege hergestellt, sondern handgemalt worden war. Die ‚Blüte' wurde dem Zentralbürgerkomitee übergeben. Nach dem Künstler wird gefahndet. Das Museum dürfte sich dieses Produkt heimischer Kunst wohl nicht entgehen lassen."

In sanitärer Beziehung läßt Lodz, wie schon früher berichtet, noch immer viel zu wünschen übrig. Derartige Mißstände können nur in jahrelanger Arbeit beseitigt werden. Seit Einzug der Deutschen ist eine strenge Überwachung der Wohnungen eingeführt worden und unter Androhung empfindlicher Strafen ist es der Sanitätskommission gelungen, die Einwohner zur Anzeigepflicht über ansteckende Erkrankungen anzuhalten, sowie von ihnen die ordnungsmäßige Abfuhr der Fäkalien zu erzwingen. Nur so war es möglich, die Stadt vor einer weitern Ausbreitung der asiatischen Cholera zu bewahren. Es sind nur vereinzelte Fälle zu verzeichnen, und auch der Unterleibstyphus, der in erschreckender Weise hier herrschte, hat sehr nachgelassen.

Die Pflege der verwundeten und erkrankten Soldaten — Deutsche und Russen getrennt — haben in mehreren großen Lazaretten unsere Militärärzte übernommen. Der ursprüngliche Mangel an allerhand unentbehrlichen Ausrüstungsgegenständen ist inzwischen behoben worden. Auch ein Gesundheitsheim „Unitas" wurde in einem wohleingerichteten Krankenhause eröffnet, wo von den Anstrengungen des Krieges leichterkrankte und schonungsbedürftige Offiziere vorübergehend Aufnahme finden.

Da der Bezug von Arzneien aus dem Auslande jetzt wegfällt, macht sich darin für die Zivilbevölkerung ein bedauerlicher Mangel und eine damit zusammenhängende Teuerung



Digitized by Google

geltend, mit deren Behebung sich aber bereits eine besondere Kommission eifrig befaßt.

Unendlich viel geschieht zur Linderung der Hungersnot. Es würde zu weit führen, alle diese, teils behördlicher Anregung, teils privater Initiative zu verdankenden Maßnahmen im einzelnen zu betrachten. Jedenfalls entfaltet die Proviantkommission des Lodzer Bürgerkomitees eine sehr segensreiche Tätigkeit, bei der sie weitgehendste Unterstützung der deutschen Behörden findet. Die strenge Überwachung der Lebensmittelausfuhr hat erheblich zum Sinken der Lebensmittelpreise beigetragen. Ganz eigenartig ist der vollständige Mangel an Kleingeld, sowohl an deutschem und österreichischem wie an russischem. Ohne Zweifel haben Spekulanten zu irgendwelchen, mir vorläufig unbekannten Zwecken das Kleingeld dem Verkehr entzogen.

Eine wichtige Beratung hielten, wie die „Deutsche Lodzer Zeitung" berichtet, unlängst die Grund- und Gutsbesitzer hier ab. Auf Anregung des Stadtkommandanten fand unter dem Vorsitz zweier Generale eine allgemeine Versammlung sämtlicher Guts- und Landbesitzer statt. Der den Vorsitz führende General machte die Anwesenden darauf aufmerksam, daß sie ihre Felder zu bestellen haben. Auch das noch ungedroschene und ungemahlene Getreide müsse gedroschen und gemahlen werden. Gutsbesitzern, denen es hierzu an den nötigen Geldmitteln mangele, stehe es frei, ein Gesuch an die Militärbehörde zu richten, worauf gegebenenfalls das nötige Geld in Form eines Darlehens zur Verfügung gestellt werden könne. Diejenigen, die trotz eines erhaltenen Darlehens ihre Felder nicht ordentlich bestellten, würden einer strengen Strafe verfallen.

Viel mehr als früher geschieht jetzt hier zur Hebung der Volksbildung. Der „Verein zur Verbreitung der Volks-



Digitized by Google

bildung" entwickelt eine außerordentliche, sehr anerkennenswerte Rührigkeit, hauptsächlich in der Bekämpfung des Analphabetismus. Kurse in höheren Unterrichtszweigen schließen sich für die schon weiter Fortgeschrittenen an. Daß die Wirren des Krieges die Arbeit noch immer sehr erschweren, ist begreiflich. Es fehlt einerseits an Lehrkräften und Geldmitteln, andererseits hält die Not unter den armen Familien die Kinder vom Besuch des Unterrichts ab. Man schickt die Kleinen lieber aus, um Holz und Kartoffeln zu suchen und auf irgendwelche Art ein paar Kopeken zum Lebensunterhalt mit zu verdienen.

Zur Beseitigung des zuerst erwähnten Übelstandes haben die Lehrer der städtischen Schulen sich verpflichtet, die zweiten und dritten Abteilungen aus ihren Anstalten zu verschmelzen, so daß mehr Lehrkräfte zur Übernahme der Abteilungen für Analphabeten frei werden und infolgedessen jetzt auch Kinder des Unterrichts teilhaftig werden können, die ihn bisher entbehren mußten. In verschiedenen Privat-Mädchenschulen war man auf Anregung der Vorsteherinnen hin schon früher in ähnlicher Weise vorgegangen. Eine einheitliche, von der Behörde in die Hand genommene Organisation in dieser Richtung könnte nur segensreich wirken. Die Zahl der Analphabeten ist, trotz der schwierigsten Verhältnisse, in erfreulicher Abnahme begriffen, wie aus mehrfachen statistischen Veröffentlichungen ersichtlich ist. Außer den Unterrichtsstunden veranstaltet der obengenannte Verein populäre Vorträge und sucht durch Errichtung von fünf Leihbibliotheken, die übrigens recht eifrig benutzt werden, das Bedürfnis nach gutem, belehrendem Lesestoff zu befriedigen.

Wo Licht ist, ist auch Schatten. Ich habe, soweit es mir der knapp bemessene Raum dieser Skizze erlaubt, beides zu schildern versucht. Wer eingehende Studien auf dem Gebiete



Digitized by Google

des Städteweſens machen will, findet in Lodz ſicherlich genug zu ſehen und kann lernen, wie man vielerlei machen und — nicht machen ſoll.

## Kampfgewühl und Kloſterfriede.

Ruſſiſch-Polen, Mitte März.

Es müßte für den Taktiker und vielleicht auch für den Laien in dieſer ſchweren Kunſt außerordentlich intereſſant ſein, einmal, wenn erſt die Frühlingsſonne mit kräftigeren Strahlen als bisher den Schnee von den Feldern weggeſchmolzen haben wird, in einem ruhig dahingleitenden Luftfahrzeug das Viereck überfliegen zu können, das ſich etwa durch eine Linie gezogen über die Orte Pabianice — Zgierz — Strykow — Wola Rakowa — Pabianice begrenzen ließe. („Wola" iſt ein bei Ortsbezeichnungen in Ruſſiſch-Polen unendlich oft wiederkehrendes Wort und bedeutet ſoviel wie „Herrſchaft" — alſo vermutlich eine Erinnerung an die Zeit der Leibeigenſchaft.) Bis zum heutigen Tage hat ſich bei der Härte des gefrorenen Bodens ein Zuwerfen der dort angelegten Schützengräben von ſelbſt verboten, und noch liegen ſie da, wie ſie von Deutſchen und Ruſſen, je nach dem Gefechtszweck und der verfügbar geweſenen Arbeitszeit, mehr oder minder tief und ſtark in jenen blutigen Wochen des um Lodz herum wogenden Kampfes ausgeworfen wurden.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß ein Blick auf dies von Schützenlinien durchwühlte Gelände es ermöglichen könnte, die einzelnen Phaſen der Infanteriegefechte klar zu erkennen. Selbſt einem Mitkämpfer dürfte es ſchwer fallen, die Durchführung eines taktiſchen Planes bis zur endgültigen



Digitized by Google

Entscheidung zu verfolgen und Selbsterlebtes noch einmal in voller Deutlichkeit vor seinem Geiste vorüberziehen zu lassen.

Vor kurzem habe ich das erwähnte Gelände teils im Wagen, teils zu Fuß nach allen Richtungen hin durchquert. Wohl konnte ich, wo die Schützen zu nachhaltiger Verteidigung sich eingegraben hatten, an der Verschiedenheit der Erdarbeiten erkennen, was deutsche, was russische Stellungen gewesen waren, aber vergeblich war mein Bemühen, die verschiedenen Gefechtslagen auseinanderzuhalten und mir auf Grund der Geländebeobachtung ein Bild der Kämpfe zu rekonstruieren. Bei nur flüchtig ausgegrabenen Deckungen war mitunter nicht einmal zu erkennen, wo Front, wo Rückseite war, und einen Schützengraben fand ich, aus dem man — vermutlich an verschiedenen Gefechtstagen — nach beiden Seiten hin gefeuert hatte, was die noch ganz deutlich wahrnehmbaren Gewehrauflagen zeigten. Oder war diese Stellung vielleicht vom anstürmenden Feinde genommen worden, der dann aus ihr die zurückweichenden Truppen befeuerte? Aus der Vogelperspektive gesehen, wird die Gegend um Lodz, besonders nach Norden und Osten hin, dem Gewebe einer Spinne gleichen. Immer wieder mußte ich bei meinem Streifzuge der alten Stiche gedenken, die die Schlachten aus längst vergangenen Zeiten mit so geradliniger Klarheit wiedergeben. Wir müssen eben alle umlernen, der Soldat wie der Maler. Dem Generalstab, der später die Geschichte dieses Krieges zu schreiben haben wird, steht eine unendlich schwere Aufgabe bevor. Aus Gefechtsberichten und Kriegstagebüchern der Truppenteile mosaikartig ein wahrheitsgetreues Bild der Vorgänge gerade auf den hiesigen Schlachtfeldern zusammenzusetzen, wird eine Arbeit sein, deren enorme Schwierigkeit nur der Fachmann richtig zu bewerten weiß.



Digitized by Google

Nördlich von Lodz schließt sich an den weiten Schloßpark eines deutsch-russischen Fabrikanten ein herrlicher, hochstämmiger Wald, dessen Südrand Spuren heftigen Kampfes aufweist. An traurigen Soldatengräbern vorüber führte mein Weg mich immer tiefer hinein in die lautlose Einsamkeit der Fichten und Tannen. Hat ein Zauber von dieser Stätte weltabgeschiedenen Friedens den rauhen Lärm des nahen Kampfes ferngehalten? In ungebrochener Kraft ragen die beschneiten Bäume himmelan. Kein schweres Fahrzeug hat den Samt bemooster Waldwege durchfurcht. Erblickte man nicht dann und wann kreuzgeschmückte Grabhügel, und an den freundlichen, jetzt verlassenen Landhäusern, die die Ufer eines schwermütig träumenden Waldsees umkränzen, ganz vereinzelte Spuren verirrter Infanteriegeschosse, so könnte man wirklich nicht glauben, daß zurzeit ein Krieg die ganze Welt in Aufruhr versetzt.

Das Gehölz lichtet sich, und hinter der breiten, an mehreren Stellen malerisch überbrückten Eisfläche eines Teiches leuchten die hellen Mauern eines mit wahrhaft vornehmer Pracht erbauten Herrensitzes hervor, der jetzt als Lazarett dient — ein Genesungsheim, wie man es zweckmäßiger und schöner gelegen sich kaum denken kann. Der holprige Weg macht noch ein paar Windungen, und mein Wagen hält vor dem jetzt von den Mönchen verlassenen Franziskanerkloster Lagiewniki, das von dem wilden Streit völlig unberührt geblieben ist, der tagelang in seiner unmittelbaren Umgebung tobte.

Und von ihm will ich jetzt erzählen! Es muß dem Kriegsberichterstatter erlaubt sein, zwischen den Schlachten, während eines von der Heeresleitung gewollten Stillstandes der Operationen, auch einmal von friedlichen Dingen zu sprechen, besonders wenn seine Schilderungen zur Charakteristik von



Digitized by Google

Land und Leuten des Kriegsschauplatzes immerhin nicht wertlose Beiträge geben können. Aus polnisch geschriebenen Büchern habe ich mir mit Hilfe eines Dolmetschers die nachstehend geschilderten Fakten, Sagen und Daten zusammengesucht.

Im Jahre 1669 schloß Samuel von Zelazny-Zelewski mit der Tochter des Herrn von Beldow-Beldowski den Ehebund und erhielt von seinem Schwiegervater als Mitgift das Dorf Lagieweiki, wo er sich seinen Wohnsitz erbaute. Während eines Festes, das er zur Einweihung seines Hofes mit großer Uppigkeit feierte, erschien — so berichten die Akten der Klosterkirche — der büßende Geist eines früheren Besitzers des Ortes und ließ sich also vernehmen: er habe wegen des Diebstahls eines Karpfens beim Fischfang einen Bauern zu Tode peitschen lassen und fände nun zur Strafe dafür nicht eher Ruhe im Grabe, als bis in Lagieweiki zu Ehren des heiligen Antonius eine Kapelle errichtet worden sei. Der edle Herr von Zelewski blieb aber taub gegenüber den flehentlichen Bitten des Geistes und baute die Sühnekapelle nicht. Da raffte im Jahre 1675 eine furchtbare Seuche ihm viel Menschen und Vieh dahin. Selbstverständlich hatten Weiber aus dem Dorfe durch Zauberei all das Unglück verschuldet! Zelewski ließ viele von ihnen foltern und wollte schließlich alle, die im Rufe der Hexerei standen, umbringen lassen, als sein Anverwandter, Kaspar von Stokowski, in Lagieweiki eintraf und ihn veranlaßte, in Brzeziny dem heiligen Antonius seine Sünden zu beichten. So geschah's. Die Seuche ließ nach, und nun erschien der heilige Antonius, der schon im Jahre 1231 gestorben war, zu wiederholten Malen den Gläubigen von Lagieweiki.

Zuerst erblickte der Zimmermann Georg im Dunkel des Waldes einen lichten Schein, und eine Stimme vom Himmel



Digitized by Google

herab rief ihm zu, er solle dem Zelewski, seinem Herrn, künden, es sei Gottes Wille, daß an dieser Stelle zu Ehren des heiligen Antonius eine Kapelle erbaut werde. Der Zimmermann aber verschwieg das Wunder. Doch der Heilige von Padua ließ sich nicht abschrecken, abermals zeigte er sich, im Gewande eines Franziskaners und begleitet von zehn Mönchen, dem Georg, der sich nun ein Herz faßte, seinem Herrn von dem Wunder erzählte und sein Geständnis noch mit einem Eide vor dem wundertätigen Bilde der schwarzen Mutter Gottes zu Jasna Gora in Czenstochau bekräftigte. Jetzt ließ Zelewski auf einem Hügel unweit seines Hauses von dem Zimmermann eine Kapelle errichten, aber als die Fundamente eben fertig waren, erkrankte dieser schwer und war dem Tode nahe. Wiederum erschien ihm der heilige Antonius, befahl ihm, sich unverzüglich von seinem Lager zu erheben und das gottgefällige Werk zu vollenden. Bald stand die Kapelle fertig da. Zelewski hatte jedoch erst manchen Streit noch auszufechten mit den geistlichen Herren der Umgegend, besonders mit dem Pfarrer von Zgierz und den Bernhardinern aus Lowicz und Lenczyca, bis endlich der päpstliche Nuntius in Warschau, Pallavicini, vom Papst Innocenz IX. am 22. November 1680 für Lagieweiki die Anerkennung als Wunderort erwirken konnte. Dort wurde dann später das heute noch stehende Franziskanerkloster erbaut. Und wahrlich, wie ein Wunder kam es mir vor, daß die heftigen Kämpfe zwischen Lodz und Strykow den heiligen Ort am Waldesrande so ganz unversehrt gelassen haben!

Noch viel Interessantes wüßte ich zu erzählen aus Geschichte und Sage von Lagieweiki, wo ein wundertätiger Quell fließt, der alljährlich zahllosen blinden Wallfahrern das Augenlicht und Lahmen die ungeschwächte Frische der Glieder zurückgibt.



Digitized by Google

Hier ruht auch in einer unterirdischen Kapelle hinter einem kunstvoll geschmiedeten Eisengitter der selige Rafael von Chylinski, ein Franziskanermönch aus einem vornehmen polnischen Adelsgeschlecht, gestorben im Jahre 1741. Zwanzig Jahre nach seinem Tode öffnete man den Sarg: der Körper des frommen Mannes war unberührt von der Jahre Lauf, als hätte man ihn eben erst zur letzten Ruhe gebettet.

Ich stieg hinab in die Nacht der Totengrüfte. In den Jahrtausende alten Grabkammern ägyptischer Könige mit ihrer schier niederdrückenden Großartigkeit hat mich ein solcher Schauer nicht ergriffen, wie hier an den offenen Särgen der frommen Mönche und der Männer und Frauen aus den adligen Geschlechtern, die einst über Lagieweiki geherrscht haben. Eine dumpfe, modrige Luft legte sich beklemmend auf die Brust, daß das Atmen schwer wurde, und die Kerze in meiner Hand warf unheimlich flackernde Lichter auf die Toten. In ihren langen Kutten, deren Gewebe noch nicht zerfallen war, lagen sie da, einer neben dem anderen, die Hände über der Brust gefaltet. Deutlich erkennbar waren Gesichtsbildung und Haarfarbe, und nie sah ich einbalsamierte Leichen, die so gut erhalten waren wie diese. Es schien fast, als lebten ihre Züge noch, als wären die Augen nicht erloschen, der Mund nicht verstummt. Eine Frau war darunter, die zärtlich das Kind im Arm hielt, bei dessen Geburt sie ihr Leben hatte lassen müssen.

Kampfgewühl und Klosterfriede. Welch ein Gegensatz! Draußen, nicht weit vor der Pforte der Kirche zu Lagieweiki, ruhen unsere braven Krieger in der winterlichen Erde Rußlands, fern von der Heimat und bald vermodert und — vergessen. Und doch gaben sie ihr junges, blühendes Leben für das geliebte Vaterland hin. Drinnen aber schlummern, nach



Digitized by Google

Jahrhunderten noch erkennbar und genannt von kommenden Geſchlechtern, weltfremde Mönche, die ihre Heimat verlaſſen hatten, um ſich abzuſchließen gegen das Leben und ſeine unerbittlichen Forderungen an das Pflichtgefühl eines jeden.

## Bei den Öſterreichern an der Pilica.

Petrikau, 20. März.

Ein recht unfreundlicher, zweiter Winter iſt hier in Ruſſiſch-Polen eingekehrt, mit Sturm und Regen und Schneegeſtöber — faſt ſchlimmer als der erſte. Nach ein paar milden Frühlingstagen, die uns mit leider nur allzu trügeriſchen Hoffnungen erfüllten, iſt die Enttäuſchung um ſo bitterer. Manchmal wohl ringt die Sonne ſich mühſam durch die grauen Wolken, aber ſie hat noch keine erlöſende, lebenſpendende Kraft und kein Erbarmen mit unſerer braven Oſtwacht in den naßkalten Schützengräben Polens. Schmilzt tagsüber wirklich einmal der Schnee dahin, ſo daß es einem wie ein befreiendes Frühlingsahnen durch die Bruſt zieht, dann ſchneit es ſicherlich des Nachts um ſo dichter, und wenn ich früh von meinem Fenſter aus in den winterlich weißen Garten gegenüber blicke, dann iſt mir zumute, als müſſe man demnächſt die Lichter am Weihnachtsbaum anzünden, und es will mir gar nicht in den Sinn, daß morgen, an einem Sonntag, der Frühling ſeinen Einzug halten wird und bald die „dumpfen Glocken des Oſterfeſtes ernſte Feierſtunde verkünden" ſollen.

In der Frühe eines grimmig kalten Tages machten wir uns auf, um unſere Waffenbrüder bei Petrikau zu beſuchen. Schon auf dem Wege dorthin — Piotrkow nennen die Ruſſen das Städtchen — iſt die Landſchaft nicht ganz ſo einförmig,



Digitized by Google

wie sonst zumeist in Russisch-Polen. Die verhältnismäßig gut imstande gehaltene und besonders jetzt, bei hartem Frost, bequem fahrbare Straße durchquert nördlich von Tuszyn einen tiefen Wald hochstämmiger Fichten und Tannen mit schwer durchdringlichem Unterholz und klettert mehrfach durch nicht unerhebliche Täler, in denen zwischen dunkeln Baumgruppen und Steingeröll kleine Wasseradern in krausen Windungen sich hindurchzwängen. Auch in dieser Gegend sahen wir genug Spuren heftiger Kämpfe, Schützendeckungen und einsame Gräber, angeschossene Bäume und niedergebrannte Häuser, doch haben die Ortschaften, die wir im Auto durchflogen, weit weniger gelitten, als die nördlich und östlich von Lodz gelegenen.

Petrikau ist ein freundlicher, für polnische Verhältnisse ziemlich sauberer Ort, ohne besondere charakteristische Merkmale, wie alle die kleineren Städte hierzulande: ein großer, viereckiger Marktplatz mit dem Standbild eines Heiligen, Straßen mit einem Pflaster, auf dem man sich, ohne geradezu ungeschickt zu sein, mit Leichtigkeit den Fuß brechen oder mindestens verstauchen kann, mit einer oder mehreren oft großen, meist recht geschmacklos prunkhaften Kirchen ohne eine ausgesprochen architektonische und künstlerische Eigenart in Bau und Ausstattung. Wer eine solche Stadt gesehen hat, kennt sie alle. Die Bahn von Skierniewice nach Czenstochau geht durch Petrikau, dessen Bahnhof nur noch ein rauchgeschwärzter Trümmerhaufen ist, und wie Strahlen eines Sternes laufen 9 Straßen von der Stadt aus nach allen Himmelsrichtungen. Der auch fabriktätige Ort muß zu Friedenszeiten eine Bedeutung gehabt haben, die kaum in richtigem Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl gestanden haben kann. Was mir dort auffiel, war das gänzliche Fehlen aller Laden-



Digitized by Google

und Straßenschilder in russischer Sprache. Nur polnische Aufschriften und sogar einige deutsche bemerkte ich und erfuhr, daß der österreichische Stadtkommandant die russischen Tafeln sämtlich hatte entfernen lassen. Ein kurzer Aufenthalt nur — und weiter ging's nach vorn, über die Pilica, heran an die vorderste Stellung der kämpfenden Front.

Mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die unseren Bundesgenossen eigen ist, wurden wir im Divisionsstabsquartier empfangen. Dem Feldmarschalleutnant — einer elastischen Gestalt von beneidenswerter Frische des Körpers —, der mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit des Geistes die Gabe unterhaltender Plauderei verbindet, schienen wir willkommene Gäste zu sein in der Einförmigkeit seines Lagerlebens, eine Ablenkung von dem Ernst der schwer auf ihm lastenden Verantwortung. Und das wirkt stets wohltuend! Mitunter sind wir auf dem Kriegsschauplatz höheren Truppenführern begegnet, die uns Berichterstatter mit kühler Herablassung und steifer Würde empfingen, so daß wir unwillkürlich das peinliche Gefühl nicht mehr los wurden, als Störer betrachtet zu werden; andere wieder überlegten sich in mimosenhafter Scheu vor der Öffentlichkeit jedes Wort dreimal, ehe sie es aussprachen. Und doch befleißigen wir uns aller durch Kriegslage und Taktgefühl gebotenen Zurückhaltung und bilden schließlich das beste Bindeglied zwischen Heer und Heimat. Hier in D. fanden wir nur offene, rückhaltlose Herzlichkeit bei sämtlichen Offizieren des Divisionsstabs, die zum größten Teil Ungarn waren. Man hatte Wagen für uns bereitstellen lassen, da in dem Gelände, das wir besuchen sollten, Automobile nicht benutzbar sind. Bald machten wir uns auf, um in die Stellungen der Infanterie zu fahren. Mehrere Herren fuhren mit und auf einem eleganten,



Digitized by Google

feurigen Vollblüter begleitete ein Generalstabsoffizier unsere kleine Kolonne.

In trostloser Gegend wird man so bescheiden in seinen Ansprüchen auf Naturschönheit und ist schon aufrichtig dankbar für die kleinste Abwechselung, die die Landschaft dem Auge gönnt. So erschien mir denn das Tal der Czarna, eines kleinen, sich in die Pilica ergießenden Flüßchens, mit seinen teilweise überschwemmten Uferwiesen, mit seinen, ein welliges Land überschattenden, tiefdunkelen Tannenwäldern, durch die vereinzelte weiße Birkenstämme gleich riesigen Kerzen leuchteten, wie ein Stück des Gartens Eden. Ganz eigenartig belebten das Bild die überall im Walde beschäftigten Soldaten mit ihren ehemals grauen, jetzt vom Regen mattblau gewaschenen Gummimänteln. Unter der Führung eines überaus freundlichen, in seinen interessanten Erklärungen unermüdlichen Brigadegenerals durften wir dann die Stellung besuchen, die erst unlängst der österreichische Thronfolger eingehend besichtigt hat.

Noch nie sah ich eine Verstärkung des Geländes zum Zwecke der Defensive, die in solcher Vollendung bis in's kleinste unter Ausnutzung aller Verteidigungsmöglichkeiten durchgeführt war. Und das in unmittelbarer Nähe des Feindes! Liegt doch an einer Stelle der russische Schützengraben nur 180 Schritt von den österreichischen Verschanzungen entfernt und auch hier, in dieser an Brunnen armen Gegend, wiederholt sich täglich das auch an einzelnen Orten des westlichen Kriegstheaters oft beobachtete Schauspiel, daß zu gewissen Tageszeiten Freund und Feind, natürlich ohne Waffen, an eine zwischen beiden Linien gelegene Stelle zum Wasserschöpfen sich begeben, während das Feuer auf beiden Seiten schweigt. Wir gingen an den Erdhöhlen der Mannschaften



Digitized by Google

vorüber, als eine Kompagnie gerade zum Empfang des Essens neben der „Gulaschkanone" angetreten war. Der Kommandeur des Regiments sagte mir, daß seine Leute ihr Wohlbefinden je nach der Zeit des Eintreffens der Mahlzeiten einschätzten. Wenn er diejenigen, die schon um 11 Uhr ihr Essen erhielten, frage, wie es ihnen gehe, so antworteten sie stets mit freudig aufleuchtenden Augen: „Sehr gut, Herr Oberst!" Spräche er aber Mannschaften auf entfernter gelegenen Stellen an, wohin begreiflicherweise die dampfenden Kessel erst gegen 2 oder 3 Uhr nachmittags gelangen könnten, dann klängen die Antworten weniger daseinsfroh, gleichsam als dämpfe der knurrende Magen den Frohmut des Lebens. Und doch bekommt einer ebensoviel wie der andere!

Seit 3 Monaten ungefähr wird die Stellung östlich der Pilica mit Zähigkeit gehalten. Ich kann mir die Gründe sehr wohl denken, warum man vorläufig dort in der Defensive verharrt, möchte und darf mich aber über meine Vermutungen hier nicht näher auslassen. Mehrfach haben während dieser Zeit die Truppen gewechselt und jede neu einrückende Kompagnie weiß mit neuen Mitteln die ursprüngliche Anlage noch verteidigungsfähiger zu machen, die den bewaldeten Hügel krönt. Ein gedeckter, ziemlich steil ansteigender Gang führt zu ihr hinauf. Ununterbrochen, Tag und Nacht, wird durch Schießscharten, die mit eisernen Schutzschilden versehen sind, die feindliche Stellung beobachtet. Gewehr und Munition liegt schußbereit auch da, wo die Mannschaften zur Ruhe vorübergehend ihren Posten verlassen durften. Handgranaten und Minenwerfer können jeden Augenblick ihr vernichtendes Werk beginnen und der Donner der Geschütze schweigt eigentlich nie völlig. Nur Pausen werden eingeschaltet und unterbrechen die dumpf rollenden Melodien der Kanonen.



Digitized by Google

Mit Abständen von mehreren Schritten und jedes laute Wort vermeidend, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu lenken, gingen wir, leicht gebückt, wie Indianer auf Schleichpfaden die Laufgräben entlang. Ich erkannte mit Hilfe eines guten Glases ganz deutlich mir genau gegenüber den Lauf eines Gewehrs in einer Schießscharte der feindlichen Stellung, war aber nicht imstande zu unterscheiden, ob ein Schütze im Anschlag lag. Ein paar Gewehrkugeln schlugen wohl über uns ein in die schneebedeckten Kronen der Bäume, sonst aber herrschte tiefe Ruhe. Es war ja um die Zeit der Mittagstunde, wo auch der Russe seine Mahlzeit hält, wenn er — etwas zu essen hat. Dort bei Petrikau im Stellungskrieg, wo auch die Möglichkeit gedeckten Heranschaffens der Verpflegung gegeben ist, scheint es ihm an nichts zu mangeln. Plötzlich durchbrach die Sonne die tiefgrauen Schneewolken. Ein unvergeßlich schönes Bild!

Am Tage ist es im allgemeinen ziemlich ruhig an der Pilica und Czarna, besonders an der von uns besuchten Strecke der Stellung, aber gegen Abend, so etwa um 6 Uhr, wird es lebhaft. Dann beginnen, Tag für Tag, die Russen ein wütendes Feuer. Mit Scheinwerfern blitzen sie herüber, Leuchtpistolen feuern sie ab und mit Munition wird nicht gespart. Die Österreicher bleiben ihnen die Antwort natürlich nicht schuldig! Zwischen Patrouillen, die über die Verschanzungen hinausgehen, kommt es nicht selten zu kleinen, aber meist wirkungslosen Plänkeleien, bei denen sie sich gegenseitig abzufangen suchen, aber zu einem ernsten Angriff von seiten der Russen kommt es nicht. Also auch hier die alte Erfahrung: der Russe harrt wohl mutig aus und läßt sich totschlagen, wo man ihn hingestellt hat, aber der Geist frischer Offensive ist ihm fremd.



Digitized by Google

Wir bedanken uns bei unseren liebenswürdigen Führern, für alles, was sie uns gezeigt hatten, kamen aber nicht „ungeknipst" aus dem Lager zu unseren Wagen. Längst war die Sonne wieder verschwunden, als bereue sie ihr voreiliges Erscheinen, und ein Schneesturm erhob sich, wie ich ihn im tiefsten Winter hierzulande nicht erlebt habe, und begleitete uns, bis wir wieder im Divisionsstabsquartier ankamen.

Um so freudiger begrüßten wir die mollig durchwärmte Schulstube, wo wir Gäste des Feldmarschalleutnants waren zu einem schmackhaften Mittagessen, das ein kochkundiger siebenbürgischer Unteroffizier zubereitet hatte. Gar zu schnell verflog die kurze Spanne Zeit, die uns bis zur Heimfahrt noch übrigblieb. Aus den Gesprächen, die sich um dieses und jenes drehten, aber hauptsächlich um Fragen, die die gewaltige Zeit jetzt bewegen, hörte ich mit Freuden heraus, daß unsere Bundesgenossen mit derselben Zuversicht dem Ausgang des Krieges entgegenblicken, wie wir Deutschen, und daß an dem mächtigen Schutzwall treuer Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Nationen alle Angriffe unserer Feinde zerschellen werden.

Nach herzlicher Verabschiedung fuhren wir in Automobilen über Petrikau unserm Standquartier wieder zu. Wild tanzten die Schneeflocken um unsere Wagen und der Sturm pfiff seine grimmigste Weise. Ist es das letzte Toben des Winters, der sich grollend zum Rückzug rüstet, vorher aber noch einmal die Menschen seine grausame Strenge fühlen lassen will? Als es dämmerig zu werden begann, verdrängte siegreich die Sonne das sich ihr entgegentürmende Gewölk und in rosigem Glanze ging der Tag zur Ruhe. „Es muß doch Frühling werden!"



Digitized by Google

# Die Eisenbahner.

Russisch-Polen, 25. März.

In der Geschichte des Verkehrswesens wird die allen, auch den schwierigsten Anforderungen gewachsene Leistungsfähigkeit unserer Reichseisenbahnen während dieses gewaltigen Krieges und die sie ergänzende Arbeit unserer unermüdlichen Eisenbahntruppen für alle Zeiten ein ganz besonderes Ruhmesblatt bleiben. Im Osten und Westen bedroht, haben wir wenigstens den Vorteil der inneren Linie und daher die Möglichkeit, ungestört vom Feinde Truppen von einem Kriegsschauplatz auf den andern zu werfen, wenn dort die Heeresleitung wieder einmal zu entscheidendem Schlage ausholen will, und hinter der kämpfenden Front können Truppenverschiebungen nach gefährdeten Abschnitten stattfinden, falls die taktische Lage es erforderlich macht, gerade da eine Entscheidung herbeizuführen, wo der Feind sie am wenigsten erwartete.

Schon mehrfach habe ich betont, daß die Kriegführung in Rußland mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wie die im Westen. Das ist auch hinsichtlich des Eisenbahnbetriebs der Fall. Über die kulturell viel höher stehenden Gebiete von Belgien und Frankreich breitet sich ein engmaschiges Netz von mehrgleisigen Bahnen aus, deren Spurweite dieselbe ist, wie auf unseren Linien. Gute Landstraßen verbinden die Bahnstrecken untereinander, wo Schienenstränge fehlen. Und hier im Osten? Nur wenige Bahnen durchschneiden das unkultivierte Land mit seinen unbeschreiblich schlechten Wegen, die den Namen von „Straßen" nicht im entferntesten verdienen. Die Spurweite der russischen Eisenbahnen ist außerdem über 10 cm größer, als die aller übrigen europäischen Staatsbahnen und bis auf die Strecken Warschau—Skier-



Digitized by Google

niewice – Czenstochau und Thorn – Skierniewice sind alle für militärische Operationen in diesem Kriege in Betracht kommenden Linien nur eingleisig.

So bietet sich gerade auf dem östlichen Kriegsschauplatz den Eisenbahntruppen ein Feld für regste Betätigung in der Wiederherstellung zerstörter Bahnen und Brücken, ferner im Umnageln der russischen Spurweite in die normale und endlich in der Anlage von Feldbahnen, wo unbedingt notwendige Verbindungen mit der vordersten Kampflinie fehlen. Zwei Brücken großen Stils haben bisher unsere Truppen in Russisch-Polen erbaut, die 150 m lange über die Warthe bei Sieradz und diejenige über die Prosna bei Kalisch. Ähnliche, aber weniger großartige Bauten waren in bedeutender Anzahl erforderlich, bevor die Eisenbahnen unseren strategischen und taktischen Zwecken wieder dienstbar gemacht werden konnten.

Hindenburgs auch über seine Armeen hinaus bekannt gewordener Befehl nach dem ersten Rückzuge der Russen, alle Eisenbahnen seien so nachhaltig zu zerstören, daß sie in einem Zeitraume von 3 bis 4 Monaten nicht wieder benutzt werden könnten, war mit echt deutscher Gründlichkeit befolgt worden. Nicht nur die Linien selbst, besonders an den Überführungen, hatten unsere Truppen vernichtet, auch die Bahnhofsgebäude waren dem Erdboden gleichgemacht worden. Nur kümmerliche Reste rauchgeschwärzter Umfassungsmauern sind stehengeblieben, wie in Lowicz und Petrikau, und säulenartig ragen noch einige widerstandsfähige Schornsteine in die Luft „als Zeugen von verschwundener Pracht".

Aber es kam leider anders, als man erwartet hatte. Russische Truppenübermacht zwang unser wackeres Ostheer zu zeitweiliger Rückwärtsbewegung und, als es dann wieder in gewaltiger Offensive vorwärts drang, da erging — eine bittere



Digitized by Google

Ironie des Schicksals! — ein neuer Befehl an die Truppen, die Bahnlinien müßten innerhalb von 14 Tagen wieder gebrauchsfähig sein!

Auch diese Riesenarbeit wurde bezwungen und in überraschend kurzer Zeit Beförderungsmöglichkeiten für unsere Truppen geschaffen, die staunenswert sind. Schon nach wenigen Tagen konnte man einige Lokalzüge mit festem Fahrplan wieder gehen lassen.

Für den mit den Dienstverhältnissen bei den Eisenbahntruppen nicht vertrauten sei erwähnt, daß diese sämtlich dem Chef des Feldeisenbahnwesens unterstehen, der sich im Großen Hauptquartier befindet. Seine Verwaltungsorgane sind die Militär-Eisenbahn-Direktionen, sowie die Linienkommandanturen und für die Arbeiten sind verfügbar Eisenbahnbau-Kompagnien, ferner Reserve- und Landwehr-Eisenbahnbau-Kompagnien, außerdem Festungs-Eisenbahnbau-Kompagnien, Eisenbahn-Hilfsbataillone und Eisenbahn-Betriebskompagnien. Im Frieden ist mit der peinlichsten Sorgfalt und einer auch das Kleinste, scheinbar Unbedeutendste nicht übersehenden Genauigkeit alles vorbereitet zur schnellsten Herstellung schwieriger Arbeiten und die Kammern und Lager, in denen das Feldgerät aufbewahrt wird, sind wahre Museen!

Bei dem nur sehr dünnen Netz der russischen Schienenstränge wurden natürlich Feldbahnen zur zwingenden Notwendigkeit. Mehrere mußten angelegt werden, um von den Hauptlinien ausgeladene Truppentransporte weiterbefördern zu können und Munition und Proviant in möglichste Nähe der kämpfenden Front, oft bis fast an die vordersten Artillerie-Stellungen heranzuholen — eine ungeheuer große Ersparnis an Zeit und Pferdekräften!



Digitized by Google

Gestern hatte ich Gelegenheit, eine solche Feldbahn im Betrieb zu sehen. Durch sie wird ein bedeutender Geländeabschnitt dem Verkehr eigentlich erst erschlossen. Wohl durchquert ihn von Osten nach Westen ein Weg, der sich auf der Karte ganz stattlich ausnimmt, für größere Kolonnen aber bald nur schwer benutzbar wird. Da feindliche Flieger auf Anlagen solcher Art gern ihre unfreundlichen Grüße aus hoher Luft herabsenden, darf ich Näheres über Ort und Stelle nicht verraten.

Der Himmel meinte es gnädig mit uns, als wir an dem ersten, wirklich schönen Frühlingsmorgen dieses Jahres im Automobil nach dem Einladebahnhof, dem Anfang der Feldbahn, fuhren. Lachender Sonnenschein lag über dem Lande und lenzesfroh schmetterten die Lerchen ihre Lieder in die blaue Luft. Erst vor wenigen Tagen war der Befehl zum Bau der Bahn erteilt worden, zum Teil war er noch unfertig, an seiner weiteren praktischen Ausgestaltung fehlte gar mancherlei und an verschiedenen Punkten wurde überhaupt noch gearbeitet. Trotzdem war bereits 2 Stunden vor unserem Eintreffen der erste, schwerbeladene Proviantzug glücklich bis zum Ausladebahnhof gelangt und 2 weitere Züge begegneten uns, als wir zurückfuhren. Selbstverständlich ist die Bahn nur schmalspurig und eingleisig und nur an mehreren Weichen können Züge aneinander vorbeikommen.

Welch mühsame Arbeit hatten dort die Eisenbahnbau-Kompagnie und das Hilfsbataillon schon hinter sich! Letzteres war aus Rheinländern zusammengesetzt, fast durchweg „Kölsche Jungens", kräftige Männer in vorgerückten Lebensjahren. Manchen ergrauten Kopf sah man darunter und viele, die — wie mir ihr Bataillonsführer sagte — sich als Inhaber angesehener Stellungen wohl schwerlich hatten träumen lassen,



Digitized by Google

daß sie einmal zu Erdarbeiten ihre Kräfte würden hergeben müssen. Aber willig fügen sie sich in das Unvermeidliche und widmen sich in dieser schweren Zeit, die außergewöhnliche Anforderungen an unser Volk stellt, auch dieser ihnen sonst fremden Arbeit mit deutscher Pflichttreue.

Fett ist der Boden in hiesiger Gegend und deshalb schwer beweglich. Bei hartem Frost wurde mit dem Bahnbau begonnen und nur mit Mühe drang der Spaten und die Hacke in das winterliche Erdreich. Da weichte das plötzlich eintretende Tauwetter den Grund auf, so daß er an einzelnen Stellen geradezu schlammig wurde. Infolgedessen gaben die Schienen nach und mit Sand und Kies, der glücklicherweise in der Nähe zu finden war, mußten zeitraubende Ausbesserungen vorgenommen werden. Jetzt fährt der Zug mitten durchs Ackerland. Wohl schwankt die beinahe als zierlich zu bezeichnende Lokomotive manchmal hin und her wie ein Motorboot und nicht allzu schnell geht es vorwärts, aber der Zweck ist erreicht. Das sahen wir am Ausladebahnhof, wo Mannschaften aus verschiedenen Truppenteilen und Waffengattungen, Munition und Proviant empfingen. Mit vollkommener Ordnung spielte sich dort alles ab und, wenn es auch um die als Vorratsräume verwandten Scheunen am vorläufigen Endpunkt der Bahn aussah, wie in einem Ameisenhaufen, so wußte doch ein jeder, wohin er in diesem scheinbaren Chaos gehörte und keiner störte durch lärmende Zurufe oder planloses Hin- und Herrennen den andern in seiner Tätigkeit. Stumpfsinnig standen die trägen polnischen Bauern dabei und sahen auf die Emsigkeit unserer Soldaten, wie auf eine fremde, ihnen unfaßbare Welt.

Auch 3 Bahnhöfe(!) passierten wir auf unserer etwa 12 Kilometer langen Fahrt: Bretterhäuschen mit einem Bureau und einem Wohnraum für den Herrn Stationsvorsteher und



Digitized by Google

ſeine dienſtliche Stütze. Daß längs der ganzen Strecke eine Telephonleitung läuft, bedarf wohl nicht erſt beſonderer Erwähnung.

Was wir geſtern ſehen durften, war eine der unentbehrlichſten Anlagen hinter der kämpfenden Front, vor allem hier bei den ſo ungünſtigen Verkehrsverhältniſſen in Ruſſiſch-Polen.

## Phantaſie-Uniformen.

### Kleiderſtudien vom Kriegsſchauplatz.

Ruſſiſch-Polen, Ende März 1915.

Ich reite da neulich durch das Brandenburger Tor" — ſo ſoll vor etwa 60 Jahren ein Leutnant vom 1. Garderegiment zu Fuß erzählt haben — „da begegnet mir wahrhaftig ein Kamerad mit der Nummer 40 auf dem Achſelſtück! Mein Gaul bäumte ſich geradezu!"

Was würde der brave „Gefechtsſeſel" wohl heute machen, wenn er die Zahl 240 und ſogar noch höhere leſen müßte, vorausgeſetzt, daß er, wie der berühmte kluge Hans, ſo vielſtellige Zahlen überhaupt zu entziffern verſteht? Selbſt der Fachmann findet ſich in der gewaltigen Fülle der Neuformationen nur ſchwer zurecht. Intereſſiert man ſich aber einmal aus irgendwelchen, vielleicht ganz gleichgültigen und ſicher nicht ſtaatsgefährlichen Gründen etwas näher für die Nummer eines Regiments oder ſonſtigen Truppenteils und wagt ſich mit einer ſo harmloſen Frage an die Mannſchaften heran, ſo erhält man entweder gar keine oder zum mindeſten eine recht kühl ablehnende Antwort. Vor einiger Zeit begegnete mir auf dem Bahnhof in Lowicz ein Mann aus dem nach-



Digitized by Google

geschobenen, frischen Ersatz eines im westlichen Deutschland stehenden Infanterieregiments, dessen Offizierkorps und Garnison mir früher sehr wohl bekannt waren. In der Hoffnung, bei den in der Nähe abkochenden Kompagnien einen oder den andern alten Bekannten zu treffen, frage ich: „Kommen Sie direkt aus A?" Der mißtrauische Soldat mustert mich von oben bis unten und sagt in nicht barschem, aber jede weitere Frage unterbindendem Tone: „Ich weiß nicht, wo wir verladen worden sind." Das hatte ich nun für meine „Spionierei!" Die Leute haben recht. Bei den in diesem Kriege so häufigen und von der Eisenbahnverwaltung in so mustergültiger Weise bewerkstelligten Truppenverschiebungen ist strengste Verschwiegenheit geboten. Und schließlich — was kümmern den Schlachtenbummler die Nummern auf den Achselklappen unserer wackeren Streiter in Ost und West? Er kann sich höchstens freuen, daß Deutschlands urkräftiges und kerngesundes Volk immer noch Männer genug hat, um selbst die Riesenheere, die stets wie Pilze aus dem Boden wachsen, von den masurischen Seen und dem schwergeprüften Ostpreußen zu verjagen.

Wundert man sich schon über die unerschöpfliche Zahl unserer Truppen, so setzen uns, die wir so lange Jahre an den Anblick des nach genauesten und streng überwachten Regeln gekleideten Soldaten gewöhnt waren, jetzt nicht weniger ihr Anzug und die Freiheiten in Erstaunen, die jeder sich, der Not gehorchend, erlauben darf, ohne gleich einer strengen Rüge oder gar Bestrafung gewärtig sein zu müssen. Jedenfalls sieht der Soldat in Feindesland oft erheblich anders aus als die wenigen Offiziere und Mannschaften, die jetzt in Kriegsuniformen durch die Straßen ihrer Garnisonstädte gehen. Das feldgraue Tuch, das die Dauer eines langen Krieges und den



Digitized by Google

Schmutz schlammiger Schützengräben zu überstehen geeignet schien, ist, wie eben alles Irdische, der Vergänglichkeit allzusehr unterworfen und weist jede nur mögliche Schattierung auf. Bald ist es perlgrau, bald mausgrau, bald hat es einen lehmig-erdfarbenen, bald einen fast ins Grünliche hinüberspielenden Ton bekommen, und die an sich so wenig leuchtende und reizvolle Farbe — wenn ich sie überhaupt so nennen darf — zeigt im Felde Variationen, die manchem Malerauge dankbare Anregungen geben könnten.

Diese Veränderlichkeit soll keineswegs ein Beweis für die Minderwertigkeit des Stoffes sein. Je nach Ort und Dauer der Tragezeit ist natürlich eine größere oder geringere Abnutzung unvermeidlich, wobei der Einfluß der Witterung nicht vergessen werden darf. Das feldgraue Tuch hat sich in jeder Beziehung bewährt und durch seine bodenähnliche Farbe viele Tausende vor dem drohenden Tode gerettet. Ich habe selbst gesehen, wie Mannschaften in einer nicht besonders dunklen Nacht aus dem Schützengraben und schon auf eine Entfernung von 50 bis 60 m, nachdem sie sich platt aufs freie, völlig deckungslose Feld hingeworfen hatten, nicht mehr zu erkennen waren.

Doch nicht nur der monatelange Gebrauch der Kleidungsstücke bringt dieses verschiedene Grau hervor, auch die Neufabrikation der Uniformstoffe gefällt sich in allerhand Abarten der Farbe, die wohl mehr Zufälligkeiten ihre Entstehung verdanken als etwa irgendwelchen Modelaunen. Man sieht Stoffe, die den Bestimmungen der Bekleidungsvorschrift sehr wenig entsprechen, besonders natürlich bei den Offizieren. Mit Vorliebe tragen sie Uniformen aus dem gröberen, aber viel dauerhafteren Mannschaftstuch. Dann und wann tauchen auch sammetartige Waffenröcke auf, aus jenem weichen, geriffelten



Digitized by Google

Stoff, den man vielfach bei italienischen Arbeitern sieht und dem man große Haltbarkeit nachrühmt.

Da alles Glänzende zu verhüllen ist, also auch die silbernen Achselstücke, läßt man sie lieber ganz zu Hause. Offiziere der Infanterie, Artillerie, Husaren, der Pioniere und des Trains sind infolgedessen gar nicht auf ihre Regimentsangehörigkeit hin zu erkennen, und es gehört ein schon sehr geübtes, sachverständiges Auge dazu, um die verschiedenen Ulanen- oder Dragonerregimenter vermittels der schmalen Vorstöße am Kragen und den Armelaufschlägen oder sonstiger Abzeichen auseinanderzuhalten. Die Sporen, mit denen der junge Leutnant so gern klirrt, wenn er die Hacken beim Gruß stramm zusammenschlägt, hat man längst abgelegt. Im Schützengraben sind sie nur hinderlich, und der Säbel wird kaum noch getragen. Außer Dienst ganz gewiß nicht. Der berittene Offizier schnallt ihn meist am Sattel fest. Wer Degen oder Säbel beim Vorstürmen oder im Gewühl des Nahkampfes verloren hat — und das kommt öfter vor, als man vielleicht denkt —, der bewaffnet sich mit einem der russischen Schwerter, an denen wir ja keinen Mangel haben. Hohe Stiefeln sieht man nur sehr selten, schwarze so gut wie nie. Naturfarbene Schnürschuhe mit ebensolchen Ledergamaschen werden bevorzugt, und an Stelle der letzteren tritt häufig die Wickelgamasche aus grau-grünem Wollstoff — wenn ich nicht irre, eigentlich eine Erfindung unserer liebwerten Vettern jenseits des Kanals, die aber sehr praktisch ist.

Das Hauptbestreben unserer Offiziere muß dahin gehen, sich dem Feinde gegenüber als solche möglichst unkenntlich zu machen, weil auf die Führer immer zuerst gefeuert wird. Fast durchgängig tragen sie daher im Gefecht Mannschaftsmäntel. Die Russen aber haben gute Gläser und beobachten



Digitized by Google

scharf. Trotz Soldatenmantel oder Schafpelz hat man, wie ein Gefangener bei der Maschinengewehrkompagnie eines Jägerbataillons aussagte, die deutschen Offiziere immer noch an den umgehängten Kartentaschen erkannt. Sofort verschwanden die letzteren.

Not macht erfinderisch. Man sieht oft die wunderbarsten Mantelmodelle, und mit zunehmender Winterkälte wurden ihre Formen immer grotesker. Was bequem zu beschaffen und praktisch war, was gegen Nässe und Kälte schützte, ist willkommen, und kein Mensch würde so töricht sein, der im Frieden so streng beobachteten Bekleidungsvorschrift zuliebe sich im Schützengraben allerhand Erkrankungen auszusetzen. Ganz drollig sieht die Kombination von Uniform und Zivilkleid aus. Gestern begegnete mir ein Stabsoffizier, der einen langen, offenbar recht warmen, schwarzen Zivilpelz trug, und darüber — wohl um als Soldat sich kenntlich zu machen — den langen grauen Umhang berittener Offiziere. Neulich traf ich einen Dragonerleutnant, der einen kurzen, tiefgrauen Gehpelz trug mit einer Verschnürung über der Brust nach Art der polnischen Röcke. Sehr beliebt ist natürlich der landesübliche Schafspelz mit dem weißen, manchmal schwarz gefärbten Leder nach außen.

Ich erinnere mich eines gründlich „kommissigen" Vorgesetzten aus der alten Schule, der jeden Leutnant mit Stubenarrest bestrafte, wenn ihm der weiße Hemdkragen, der so sehr als geckenhaft verpönte, nur um eines Strohhalms Breite über die schwarze Binde herausſah. Als ob davon Wohl und Wehe unserer Armee abhinge! Aber — Ordnung muß sein. Schon der Begriff „Uniform" schließt jede Willkürlichkeit aus und im Grunde genommen, ist die äußerliche Korrektheit im Anzuge nur ein Zeichen für die innere Strammheit der Truppe.



Digitized by Google

Alle Abweichungen, manchmal sogar recht geschmackloser Art, von den Kleidungsvorschriften, die des Krieges Bedürfnisse verschuldet haben, werden von selbst verschwinden, wenn der Dienst in der Garnison wieder begonnen hat. Jetzt heißt es: Erlaubt ist, was praktisch ist.

Bei Unteroffizieren und Mannschaften, denen die Bekleidung geliefert wird, sieht man unvorschriftsmäßige Uniformen begreiflicherweise viel seltener. Aufgefallen ist mir bei den Kolonnen die verhältnismäßig große Anzahl russischer Mäntel, die sehr wasserdicht sein sollen. Unteroffiziere, besonders neu beförderte, tragen ihre Rangabzeichen, die Tressen, oft nur vorn am Kragen, in zwei kurzschenkeligen, rechten Winkeln angebracht. Der Vorrat reicht oft nicht aus, um den ganzen Kragen und die Armelaufschläge, wie üblich, mit Tressen zu besetzen. Aber der praktische Mann weiß sich zu helfen. Einen Fußartillerieunteroffizier sprach ich, dem auf ganz unerklärliche Weise sein Waffenrock abhanden gekommen war. Er erhielt einen Mannschaftsrock und schmückte ihn mit einem Lampendocht (natürlich einem unbenutzten!), der die Tresse ersetzen mußte. Und von einem Offizier kann ich noch erzählen, der, nach langem Hoffen und Harren, zum Oberleutnant befördert worden war. Der frische Pionieroffizier, der übrigens zum Eisernen Kreuz erster Klasse eingegeben ist, freute sich sehr, aber — woher die Sterne nehmen? An der Bzura gibt es keine Militäreffektenhandlungen. Schnell zog er aus einem ledergepolsterten Stuhl ein Paar blanke Nägel, die ungefähr die Form eines vierblätterigen Kleeblattes hatten, und schmückte sich damit als mit dem Zeichen seiner neuen Würde.



Digitized by Google

# Der Krieg und die Judenfrage in Russisch-Polen.

Lodz, Ende März 1915.

Daß der Krieg die Judenfrage in Russisch-Polen, die nie verstummt war, erneut zur Debatte stellen würde, war von vornherein anzunehmen, da die jüdische Bevölkerung des Landes von den Folgen des Krieges offenbar eine Besserung ihrer Lage erhofft. Man kann diese wichtige soziale und wirtschaftliche Angelegenheit, die jetzt die Gemüter noch mehr beschäftigt als zur Friedenszeit, hier natürlich nur flüchtig streifen.

In Polen gibt es 1 638 900 Juden. In Lodz selbst leben etwa 180 000, wie mir der Oberrabiner Leizor Leib Tresstmann, den ich aufsuchte, erzählte — ein würdiger, feingeistiger und überaus liebenswürdiger Herr, der jedoch von vornherein „wegen der Unsicherheit der ganzen Situation" jede Erörterung politischer Fragen ablehnte. Ich bedauerte es aufrichtig, konnte es ihm aber nicht verdenken. Der weitaus größte Teil der Lodzer Juden spricht Deutsch. Viele von ihnen sind als Fabrikanten zu Wohlstand und Ansehen gelangt. Etwa 20 Prozent sind Grundstücksbesitzer und über 30 000, zumeist Verheiratete, arbeiten in Fabriken. Die andern haben kleinere Geschäfte. Wenn es hier auch mehrere Synagogen, vielfach Privatstiftungen, darunter eine der freidenkenden Gemeinde gehörige, gibt, so hält die Masse der jüdischen Bevölkerung doch sehr zusammen. Man zieht sie wohl zu allen Lasten heran, gibt ihr aber kein Recht, mitzureden in wichtigen Fragen der Regierung und Verwaltung.

Die Not ist zurzeit sehr groß. Nach der Statistik der jüdischen Kolonisationsgesellschaft erhalten zum Passahfest bestän-



Digitized by Google

dig Unterstützungen: im Gouvernement Warschau 12,5 aller Familien, Siedlec 18,5 Prozent, Petrikau 20,9 Prozent, Lublin 22 Prozent, Radom 21,7 Prozent, Kielce 22,7 Prozent. Dieser traurigen Lage entsprechen die Verdienste der jüdischen Handwerker, deren Zahl sich auf rund 120 000 stellt. Allein selbständige Meister, also Arbeitgeber, gibt es etwa 64 000. Etwa 33 Prozent der Handwerker haben ein jährliches Einnahmebudget von weniger als 250 Rubel, 47 Prozent zwischen 250 und 300 und nur 20 Prozent können mit mehr als 300 Rubel Jahreseinkommen rechnen. Im südlichsten Kreise des jetzt völlig zerstörten Kalisch sowie in einigen Kreisen des Gouvernements Suwalki finden sich Ortschaften, in denen 10 Prozent der jüdischen Handwerker nicht 100 Rubel Jahreseinnahmen haben. (Siehe „Die Zukunft Polens". Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)

Der Krieg hat natürlich die Not noch erheblich gesteigert, aber es geschieht unendlich viel, um sie zu beheben, besonders in der jüdischen Gemeinde in Lodz. Zahlreiche und tüchtige Verwaltungsmitglieder des jüdischen Wohltätigkeitsvereins sind leider bei Annäherung der russischen Truppen aus der Stadt geflohen. Infolgedessen gestaltet sich bei der fortwährend wachsenden Not die Vereinsarbeit schwieriger, besonders hinsichtlich Schaffung neuer Einnahmequellen, da gerade die wohlhabendsten Juden noch nicht den Mut zur Rückkehr gefunden haben. Wir Kriegsberichterstatter sind — um nur ein Beispiel von Tausenden anzuführen — in einem sehr geräumigen, dreistöckigen Hause einquartiert. Alle Bewohner sind fort. Nur im Erdgeschoß ist ein jugendliches Ehepaar zurückgeblieben.

Während anderswo die allen gemeinsame Not des Krieges politische und konfessionelle Unterschiede ausgleicht, verschärft



Digitized by Google

ſich hierzulande der Gegenſatz zwiſchen Polen und Juden immer mehr. In Lodz trat dies ganz beſonders in unliebſamen Vorgängen unter den Mitgliedern der Bürgermiliz zutage. Die liberalen Parteien, hauptſächlich die Kadetten und ihre Organe „Rjetſch" und „Ruſſkoje Slowo", ſind die Dolmetſcher der jüdiſchen Wünſche.

Erſt vor kurzem brachte die „Rjetſch" einen Artikel über die derzeitige Lage der Juden. Seit Ausbruch des Krieges ſei nichts geſchehen, um ihr Los zu erleichtern, mit Ausnahme eines Erlaſſes, daß Verſchickungen von Juden einſtweilen nicht ſtattfinden ſollen. Eine jüdiſche Mutter dürfe ihren verwundeten Sohn nicht ſehen, der irgendwo todkrank im Lazarett liege. Den jüdiſchen Verwundeten werden Anträge, in Petersburg einen Kuraufenthalt zu nehmen, abgeſchlagen. Die Aufhebung der Päſſe ſolle für Juden nicht gelten uſw.

Man beſchuldigt die Polen, daß ſie den Antiſemitismus großziehen und bei der Verteilung von Spenden, die wohlhabende Ruſſen zur Unterſtützung der Notleidenden im Lande geſammelt haben, die Juden prinzipiell ganz übergehen oder mindeſtens ſtark benachteiligen. Die fortſchrittliche Partei, die ſich in der Rolle des Schiedsrichters in der ruſſiſch-polniſchen Frage gefällt, hat den Antiſemitismus nur noch mehr geſchürt. Nach der „Neuen Lodzer Zeitung" wirft das polniſche Organ „Kraj" den ruſſiſchen Fortſchrittlern vor, daß ſie den Polen gegenüber die unberufene Rolle eines Protektors ſpielen wollen, anſtatt ſie als ſelbſtändige Nation zu behandeln. Die Ruſſen, ſelbſt die fortſchrittlich geſinnten, bringen den Polen überhaupt nur rein platoniſche Gefühle entgegen, ohne eine beſtimmte und zielbewußte Stellung einzunehmen. Als Gegenleiſtung aber verlangen ſie von den Polen Opfer und Demütigungen aller Art. Der „Kraj" verbittet ſich im



Digitized by Google

Namen seiner Landsleute die Einmischung der russischen Fortschrittler in die inneren Angelegenheiten Polens.

Zwei Punkte der polnisch-jüdischen Frage bilden hauptsächlich das Streitobjekt der Presse: Ob die Einmischung der Russen in polnisch-jüdische Angelegenheiten berechtigt oder ob die jüdische Frage als innere Angelegenheit der Polen zu betrachten ist. Der „Utro Rossij", das heißt zu deutsch „Der russische Morgen", erklärt, die Judenfrage in Polen sei vor allem ein Teil der allrussischen Nationalitätenfrage. Die „Rjetsch" betrachtet die Juden in Polen als selbständige zweite Nation, die dieselben Rechte genießen müsse wie die Polen selbst.

Daß unter der jüdischen Bevölkerung noch sehr viel zur Hebung der Bildung notwendig ist, ist den Juden selbst wohlbekannt. Ihr Wissensdrang bricht sich jetzt vielleicht in dem noch unklaren Empfinden, daß — so oder so — andere Zeiten über ihr Heimatland kommen könnten, Bahn. In erster Linie ist man bestrebt, dem Analphabetismus zu steuern. Wie ein Lodzer Blatt meldet, hat nach Beendigung des Elementarkursus ein jüdischer Arbeiter den charakteristischen Ausruf getan: „Gott sei Dank! Eigentlich war es recht leicht das Schreiben und Lesen, aber 30 Jahre lang habe ich gewartet, bis ich das erfuhr!"

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Masse des jüdischen Proletariats für europäische Kultur empfänglich ist, aber unendlich viel Energie, Mühe und Geld wird nötig sein, um sie aus ihrem Zustand halbasiatischer Gleichgültigkeit in feinere Bildung, bessere Sitten und Lebensgewohnheiten hinüberzuretten.

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Auf der Fahrt zur Kampflinie in Russisch-Polen . . . . . 1
An der Front . . . . . 5
Die Technik der Befehlsübermittelung . . . . . 8
Nach Lodz! . . . . . 14
Auf den Schlachtfeldern um Lodz . . . . . 16
Bei der Armee Mackensen . . . . . 19
Im Artilleriekampf . . . . . 20
Die Russen im Rückzuge . . . . . 22
Soziales und Wirtschaftliches aus einer eroberten Stadt . . . . 25
In Lowicz . . . . . 30
Die Wacht an der Weichsel . . . . . 33
An der Front in Polen . . . . . 39
Bei den Fliegern in Polen . . . . . 43
Vor der Abfahrt . . . . . 43
Vom Fliegen und den Fliegern . . . . . 45
Im Fliegerheim auf einem polnischen Schloß . . . . . 48
Wieder in Lodz . . . . . 54
Die Stimmung der Bevölkerung. — Die deutschen Verwaltungsmaßregeln . . . . . 54
Zwischenakt . . . . . 59
An der Bzura . . . . . 63
Die Fahrt zum Kampfgebiet . . . . . 63
Eine Nacht bei einem Generalkommando . . . . . 66
Beim Stabe einer Division . . . . . 71
Kampf und Ruhe . . . . . 76
Der Geburtstag des Kaisers . . . . . 77
Im „Schwarzwald" an der Bzura . . . . . 80




Digitized by Google

Seite

Neben den Schlachten . . . . . 85
Das Modell. – Russische Armeelieferungen. – Der Wohltäter . . . . . 85
Der Kaiser bei der Armee Mackensen . . . . . 90
Ein Feldgottesdienst in Russisch-Polen . . . . . 90
Polens Freude über den Sieg in Masuren . . . . . 98
Hinter der Front . . . . . 100
Unsere Telegraphentruppen . . . . . 100
Ein Brückenschlag über die Bzura . . . . . 105
Die Kämpfe der Württemberger am 17. Dezember 1914 . 105
Volk und Heer . . . . . 111
Ein Stimmungsbild . . . . . 111
Im Zarenschloß von Skierniewice . . . . . 113
Im wiedererwachenden Lodz . . . . . 117
Kampfgewühl und Klosterfriede . . . . . 125
Bei den Österreichern an der Pilica . . . . . 131
Die Eisenbahner . . . . . 138
Phantasie-Uniformen . . . . . 143
Kleiderstudien vom Kriegsschauplatz . . . . . 143
Der Krieg und die Judenfrage in Russisch-Polen . . . . . 149

Digitized by Google

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Von den

# Schlachtfeldern in Galizien

Kleine Bilder aus dem großen Kriege

von

## Ludwig Bauer

Preis kartoniert Mark 1.20

Diese kurzen, feinen Skizzen des österreichischen Schriftstellers werden unter den diesjährigen Erscheinungen über den Krieg einen besonderen Platz einnehmen. Sie bringen keine rauhen Kriegserlebnisse. Spiegelungen von Erlebtem sind es — der Verfasser war bis vor kurzem auf dem galizischen Kriegsschauplatz im österreichischen Kriegspressequartier —, seelische Eindrücke und Stimmungen, die stille Menschen suchen und Tausende finden werden.

Digitized by Google

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

# Gegen die Russen

## mit der Armee Hindenburgs

von

Paul Lindenberg

Kriegsberichterstatter beim Armee-Oberkommando des Ostheeres

14. Auflage

Preis geheftet Mark 2.–, gebunden Mark 3.–

Treffliche, aus wahrhafter, frischer Empfindung heraus gezeichnete Augenblicksbilder, die erfüllt sind von der Bewunderung über die Tapferkeit und den Geist unserer Feldgrauen droben im Osten. Einen Denkstein hat Lindenberg unseren Helden errichtet, die unter den allerschwierigsten Verhältnissen die bedrohte Heimat vom Feinde säuberten, und ein bleibendes Erinnerungsbuch geschaffen für alle, deren Gedanken daheim voll Stolz unseren Soldaten folgen.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

5028-1
119

Digitized by Google

Digitized by Google